

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Kinder Karl's des Ersten, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Eine Frühlingsbetrachtung in absteigender Linie. — Die Sirtinische Madonna. Novelle von Ulrike Laar (mit Illustration). — Läden des siebzehnten Jahrhunderts, von George Hilll (mit Illustrationen). — Vor dem Löwenkäfig, von S. Beta. — Licht und Leben. — Der lebendige Todte und der todte Lebendige. — Ubelaide, von J. Mühlfeld. — Die Mode, von Veronika von G. — Wirtschafts-Plaudereien. — Auflösungen der Räthsel und des Nebus Seite 168. — Charade. — Nebus. — Modenbild nebst Beschreibung. — Correspondenz. &c.

Die Kinder Karl's des Ersten.

Von Julius Rodenberg.

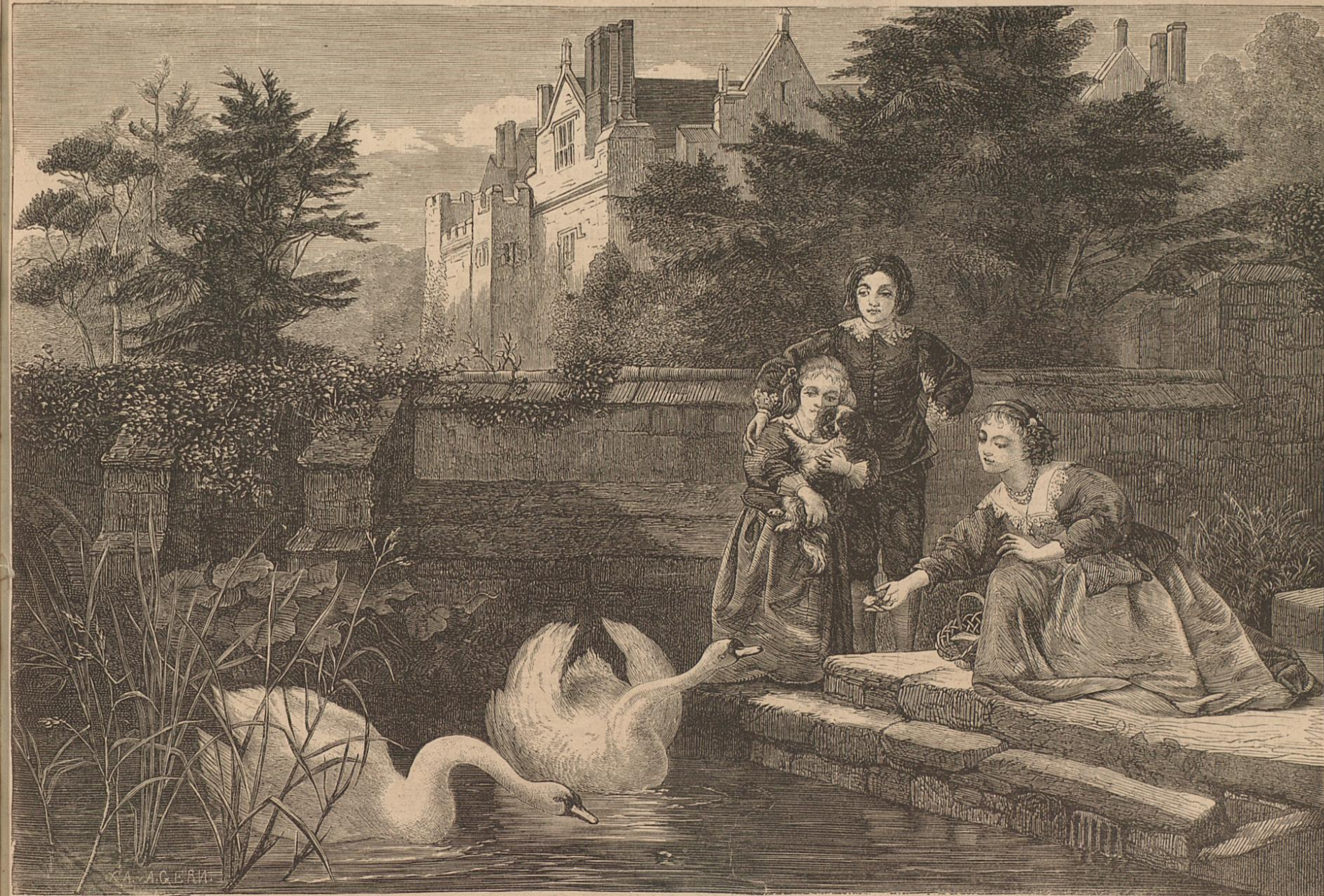
Nicht immer standen die weiten und prächtigen Gemächer des königlichen Hampton Court bei London so leer, wie jetzt, wo nur noch die Schatten Derjenigen, die einst groß und mächtig und gewaltig darin waren, sie zu bewohnen scheinen. Wer könnte durch diese Säle wandern, deren Wände bedeckt sind mit den Bildern der Monarchen, der Frauen, die sie geliebt, der Helden, die ihre Schlachten geschlagen, der Schönheiten, die an ihrem Hofe gegläntzt: ohne tief ergriffen zu werden von der Vergänglichkeit aller Dinge? Die Themse, welche durch den herrlichen Park fließt, der Hampton Court umgibt, ist noch klar und grün, wie sie vor Jahrhunderten gewesen, und vielleicht sind es am Ufer noch dieselben Bäume, welche sich über ihrem Spiegel wölben. Aber das Schloß, dessen düstere Thürme, Zinnen und Mauern über die Wipfel schauen, wie viele Wandlungen des Geschickes mußte das erdulden, bis es so still wie heute geworden! Nur noch der Sonntagsgast von London besucht es. Staunend geht er durch die Höfe, die seine Phantasie mit dem frühlichen Leben vergangener Zeiten erfüllen muß, mit dem Stampfen der Hufe, den Rufen der Jäger und Falkoniere, dem Bellen der Meute. Wenn er durch die steinernen Corridore schreitet, so

weckt er den Wiederhall, der lang und träg unter den hohen Treppen geschlummert. Lederne Tapeten, kostbar in Gold gepreßt, hängen hier und da an den Wänden herunter. Staatsbetten, in denen einst Könige geschlummert, stehen noch in den Brunkgemächern, mit Staub bedeckt und nur noch künstlich vor dem Verfall bewahrt, nachdem die Menschen, die auf diesem Gold und Purpur ruhten, längst unter der Erde ruhen, die sie gleichfalls in Staub verwandelt hat. Hier nicken noch die Straußenfedern ehemaliger Prinzen von Wales, aber schwarz geworden vom hohen Alter, Trauerfedern gleich über einem Sarge. Hier verkündet Alles, mitten unter den Triumphen der Kunst — denn hier hingen bis vor Kurzem die Cartons Raphaels und hier hängen noch die Meisterwerke van Dyk's und Lely's — die Hin-fälligkeit irdischer Macht; und wäre es nicht um die köstlichen Blide, die man aus den Erkerfenstern überall auf die stets wiederkehrende Schönheit der Natur, auf weite Rasenflächen, liebliche Blumenbeete und dunkle Baumgruppen hat, so wäre vielleicht kein Platz in England, welcher die Seele des Wanderers mit trübren Bildern erfüllt, als das Schloß von Hampton Court.

Von dem prachtliebenden Minister Heinrich's VIII., dem Cardinal Wolsey, diesem Richelieu Englands erbaut, war es das Wunder der Zeit. „Dies ist der glänzendste und herrlichste Palaß in England, oder vielmehr in der Welt“, so heißt es in der Reisebeschreibung des Herzogs Friedrich von Württemberg, welcher 1592 dieses Schloß besuchte. „Es umfaßt zehn große Höfe

und ebensoviele abgesonderte fürstliche Residenzen, welche jedoch unter sich zusammenhängen; und ebensoviele schöne Gärten zum Zierrath und Vergnügen: einige mit nichts bepflanzt als Rosmarin, andere mit verschiedenen anderen Pflanzen, welche gezogen, gewunden und gestutzt sind in einer so wundervollen Manier, daß dergleichen nicht leicht anderswo gefunden werden könnte. Um es kurz zu sagen: alle Zimmer und Gemächer in diesem ungeheuer großen Gebäude sind behangen mit reichen Tapeten aus purem Gold und feiner Seide, so überaus schön und königlich verziert, daß es kaum möglich sein würde, prächtigere Dinge dieser Art an irgend einem andern Orte zu finden. Da ist besonders ein Gemach, köstlich über alle Maßen; die Tapeten sind mit Gold, Perlen und edlen Steinen garnirt; eine Tischbede allein ist auf mehr denn 50,000 Kronen geschätzt, nicht zu erwähnen den königlichen Thron, welcher ganz besetzt ist mit sehr großen Diamanten, Rubinen, Sapphiren und dergleichen, welche zwischen den anderen Edelsteinen und Perlen schimmern, wie die Sonne unter Sternen.“ — Dieses Zimmer, welches später den Königinnen gegeben ward, führte den Namen „das Paradies“, und ein anderer Reisebeschreiber jener Zeit sagt, dasselbe sei so reich gewesen, „daß einem die Augen davon verblendet“.

Nun war Heinrich VIII. aber kein Ludwig XIII. und seine Augen wurden nicht „davon verblendet“. Der Triumph Wolsey's wurde sein Sturz und der König demüthigte den stolzen Prälaten in seinem höchsten Glanze. Er nahm ihm sein Schloß



Die Kinder Karl's des Ersten.

in London, Whitehall, und machte daraus die Residenz der Könige von England, und dann nahm er ihm das Besitztum, in welchem der Cardinal fast einem Könige gleich gewohnt hatte, dies Hampton Court: die Hand, die ihn erhob, stürzte nicht minder rasch den übermüthig Gewordenen.

Fortan blieb Hampton Court Eigenthum der Krone. Hier, abwechselnd mit Windsor Schloß, welches etwas weiter stroman ebenfalls an der Themse liegt, verbrachte Königin Elisabeth ihre Sommertage. Hier, unter dem Schatten der Linden und Buchen, philosophirte König Jakob, der erste Stuart auf dem Throne von England; und hier verlebte die glücklichsten Jahre seiner Jugend, seiner Liebe, seines Glückes Karl I., bis die Jahre des Unglücks kamen, der Rebellion, des Bürgerkriegs, der Trennung von seiner Gemahlin, von seinen Kindern — bis er, von hier aus flüchtend nach der Insel Wight, von Cromwell zum Gefangenen gemacht und dann nach London gebracht ward, um vor dem Schlosse seiner Väter, dem königlichen Whitehall, auf dem Schaffot zu sterben.

Ein melancholisches Erinnern schwebt um den Namen Karl's I., dieses Mannes, der treu war als Gatte, aufopfernd als Vater, der sein Volk nicht minder liebte, als seine Kinder, der fromm war und gottergeben, und doch verurtheilt, in der schweren Zeit eines Bürgerkriegs zu fallen und zu sterben! Vermählt mit der tugendhaften, strengen Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, war seine Ehe die glücklichste, die je zwei Herzen vereinigte. Dieselben Erker und Mauern, die jetzt hinabschauen auf das einsame Gesehade, sahen oft die Kinder Karl's I. und Henriette Maria's hinabsehen zum Wasser, um von der Marmortreppe die Schwäne zu füttern, welche damals durch das Themse-schiff ruderten. Sieben Kinder entsprangen dieser Ehe, von denen zwei, Karl und Jakob, nachmals Könige von England, eine, Maria, die Mutter eines Königs, Wilhelm's III., und eine andere, jene schöne lebensfrohe Herzogin von Orleans werden sollte, deren Geist und Anmuth den damals noch jugendlichen Ludwig XIV. so sehr fesselten, und deren frühes, räthselhaftes Ende den Memoirenschreibern ihrer Zeit einen so dankbaren Stoff zu den abenteuerlichsten Vermuthungen gab. Diese jüngste Prinzessin, nach ihrer Mutter Henriette Maria genannt, ward geboren, als die bürgerlichen Unruhen schon ausgebrochen, als der König schon ein Flüchtling vor dem Heere des Parlamentes und die Königin nicht besser als eine Verbannte, Heimatlose war. Sie hat ihren Vater niemals, und Hampton Court erst viele Jahre später gesehen. Die drei Kinder, welche unser Bild zeigt, sind Karl, Elisabeth und Anna. Diesem Kinde, welchem der ältere Bruder seinen Schooßhund anvertraut hat (denn Karl liebte die Hunde von Jugend auf) und welches er so herzlich umschlingt, als ob er es vor Gefahren beschützen wolte, waren vom Geschehe selber die Leiden erspart, deren Kelch die übrigen Geschwister bis auf die Reize leren sollten! Anna starb in ihrem fünften Jahre, zwei Jahre vor dem Ausbruche des Bürgerkrieges. In ihrem letzten Augenblicke bat die Mutter, welche weinend über dem sterbenden Liebling gebeugt stand, sie möge noch einmal beten. Das Kind erwiderte „sie könne das lange Gebet“ (sie meinte das Vaterunser) nicht mehr sagen, aber sie wolle ihr kurzes sagen, und sie sprach: „Erleuchte mein Auge, o Herr, daß ich nicht schlafe den Schlaf des Todes!“ Es war ihr Nachtgebet, welches sie sonst immer vor dem Zubettgehen gesprochen. Mit diesen Worten schlief sie am 8. December 1640 ein, um nicht wieder zu erwachen.

Der andern Schwester, welche unser Bild in der ganzen Lieblichkeit der ersten Jugend zeigt, wie sie mit Blumen im Haar, den befreundeten Schwan an die Stufen lockt: ihr war ein solches Ende nicht beschieden. An ihrem Sterbebette kniete keine liebende Mutter — ihr weinte kein Vater mehr nach — denn zwei Jahre vor ihrem Tode war er ja enthauptet worden! Dieses Bild — der Vater auf dem Gange nach dem Schaffot, stand fortan vor ihrer Seele und verließ sie keinen Augenblick mehr, bis vor Kummer darüber ihr junges Herz brach. Sie war die Lieblichste ihres unglücklichen Vaters, sie verließ ihn nicht, nachdem die Mutter mit den übrigen Kindern geschlichtet, und sie war es auch, die nebst ihrem neunjährigen Bruder von Gloucester ihn noch einmal besuchte am Tage vor seiner Hinrichtung, um Abschied von ihm zu nehmen. Sie war damals 13 Jahre alt. Die Kinder knieten weinend vor den Vater nieder und baten um seinen Segen. Der König hob sie auf und küßte sie zärtlich. Dann nahm er die Prinzessin auf seinen Schooß und bat sie, ihrem Bruder Jakob zu sagen, daß er Karl fortan nicht mehr als seinen älteren Bruder, sondern als seinen Souverain betrachten müsse; und daß es sein letzter Wunsch sei, sie möchten einander lieben und den Feinden ihres Vaters verzeihen. Er sagte, sie sollten sich um seinetwillen nicht mehr hürnen und betrüben, denn er sterbe einen glorreichen Tod. Sie solle ihrer Mutter sagen, daß seine Gedanken niemals von ihr gewichen seien und daß seine Liebe für sie dieselbe bleiben werde bis an sein Ende. Er empfahl ihr und dem Bruder, der Mutter gehorsam zu sein und seinen Segen all seinen Kindern in der Fremde und seinen Freunden im Exil zu bringen. — Und dann nahm er den jungen Herzog von Gloucester auf seinen Schooß und segnete und küßte ihn abermals. Sein letztes Wort an seine Tochter war: „Ich zweifle nicht, daß der Herr meinen Sohn auf den Thron zurückführen wird, den ich jetzt verlasse, und daß Ihr alle glücklicher werdet, als Ihr hättet werden können, wenn ich nicht gestorben wäre!“ Und dann die Kinder noch einmal an sich pressend, wandte sich der unglückliche Monarch ab, den Rest des Tages im Gebet zubringend. Am andern Morgen, dem verhängnißvollen 30. Januar 1649, erwachte er vor Tagesanbruch mit den Worten, an seinen Diener gerichtet: „Herbert, dies ist mein zweiter Hochzeitstag, vor der Nacht hoffe ich bei meinem Heiland zu sein“ — und wenige Stunden später empfing er den Todesstreich auf dem Bloß, indem er seine Arme voll Inbrunst gen Himmel streckte.

Im Hause der Gemeinen ward proponirt, den vaterlosen Knaben, „ehemals Herzog von Gloucester“, ein Gewerbe lernen zu lassen, „damit er sein Brod ehrlich verdienen könne“. Doch war Cromwell, als er auf der Höhe seiner Macht stand, generös genug, den Sohn Karl's I. zu seiner Mutter nach Frankreich zu schicken. Aber die Prinzessin Elisabeth — sie, durch Frömmigkeit und Ergebung so ähnlich jener andern Elisabeth von Frankreich, welche kurz nach Marie Antoinette das Blutgerüst bestieg, sollte die Mutter nicht wiedersehen. Sie ward, wie Hume erzählt und wie spätere Geschichtschreiber wenigstens nicht zu widerlegen vermochten, bei einem Knospmacher in die Lehre gegeben. Doch sie überlebte es nicht lange. Sie starb an einem Fieber, fern von Ärzten und ärztlicher Hilfe, am 8. September 1650, noch nicht volle 15 Jahre alt. Niemand war bei ihr, als sie starb. Die Magd, welche kurz nachher eintrat, fand sie mit dem Gesichte auf einer Bibel liegend — dem letzten Geschenk ihres Vaters.

Da sie das Abschiedsgespräch, welches sie mit diesem geführt, ihrer Mutter und ihren Geschwistern nicht mündlich mittheilen

konnte, so hatte sie es kurz vor ihrem Tode aufgeschrieben und so erreichte es nicht bloß diese, sondern auch uns — das ergreifende Denkmal zweier Herzen, welche sich, nach einem stürmischen Leben, ohne Groll, ohne Haß von der Welt zu ihrem Vater im Himmel wenden!

Wie wenig doch, im Sonnenschein des Augenblickes, sind die Schatten vorauszu sehen, welche zuweilen so dicht dahinter lauern! Wer auch würde dieser Gruppe dreier königlicher Kinder das Leid vorausgesetzt haben, das ihrer und all ihrer Angehörigen harrte? Nur der Knabe, der gedankenvoll auf das Wasser und die Schwäne schaut, sollte die beiden überleben, um nach vielen Gefahren, Prüfungen und Wanderungen, nach Jahren der Verbannung und der Armuth in fremden Ländern den Thron seiner Väter wieder zu besteigen, als Karl II., wie sein Vater in der Sterbestunde und im festen Vertrauen auf Gott es vorhergesagt. Er hielt das Testament desselben, welches durch die Schwester ihm geworden, in Ehren: er besohnte seine Freunde und er verzeh seine Feinde — und was auch dem Hauße der Stuarts bestimmt war: er beschloß seine Tage in Frieden und hinterließ das Andenken eines Monarchen, dessen persönliche Liebenswürdigkeit und Güte mit seinen vielen Fehlern und Schwächen ausböhnen.

[1554]

Eine Frühlingsbetrachtung in absteigender Linie.

„Die linden Lüfte sind erwacht“, wer bekommt nicht Lust das aus voller Kehle anzustimmen, wenn der liebe Frühling wieder seinen Einzug bei uns hält; wem schwillt nicht das Herz mit den schwelenden Knospen, wem wird es nicht warm in dem wärmenden Sonnenschein? Es gibt — ach ja, leider gibt es wol Menschen, die man als traurige Beantwortung dieser Frage hinstellen könnte — Menschen, die mit einer grauen Brille auf der Nase geboren zu sein scheinen, die ihnen all den rosigten Frühlingsdämmer wie mit einem trüben Nebel verdeckt; doch für Solche sollen ja diese Betrachtungen nicht geschrieben sein, sondern für diejenigen, die mit offenem und freiem Auge, mit innerem Verständnisse um sich schauen in dem wunderbaren Reiche der Natur! Aber nicht nur in seinem vollen Schmucke ist mir der Frühling willkommen, sondern schon sein erstes Nahen, seine ersten sonnigen Tage, die in unserm gesegneten Lande gewöhnlich schon im Februar, fast immer aber im März, sein Kommen verkünden, wo man die ersten Veilchen aufsucht und Einem unwillkürlich Sommergedanken und Reizepläne durch die Seele ziehen. — Ach, die Veilchen! — Nichts kann mich freudiger rühren, als ein voller Veilchenstrauch! Die strahlenden Schönheiten des Sommers und die glühenden Farben der Herbstblumen mögen auffallender und herrlicher sein und unsere gerechte Bewunderung erwecken; doch den ersten Veilchen kommen sie, so meine ich, nimmer gleich, so wenig als die reicheren Genüsse und die aufregenderen Ereignisse des späteren Lebens den süßen Freuden der Kindheit zu vergleichen sind, deren Reiz wol zur Hälfte darin besteht, daß sie sich mit ihren goldenen Träumen in eine unbekannt ferne Zukunft, einen nie zu endenden Sommer erwidern, und von unbewußtem Ahnen wie mit Veilchenblättern verdeckt sind. — Doch übersehen wir auch die anderen lieblichen Frühlingskinder nicht, mit denen sich Höhen und Thäler schmücken, sobald der Mai in vollem, bräutlichem Glanze eingezogen ist; wenn dann die Bäume wie gepudert dastehen und man das erste zarte Grün zwischen all dem strahlenden Weiß und Rosa-roth kaum erkennen kann, wenn die Luft so voll ist von balsamischen Düften, und die Ströme und Bäche in unserm deutschen Vaterlande — denn es ist ein deutsches Frühjahr, das ich schildern möchte — den wolkenlosen, tiefblauen Himmel wieder spiegeln, oder der silberne Mond rein und klar auf ihre Wogen herabschaut, wenn die Nachtigallen ihren zauberischen Gesang anstimmen, der so freudig und zugleich so wehmüthig in die Menschenherzen einbringt, wer könnte dich dann nicht bewundernd preisen, mein schönes Vaterland? Doch wem sollte es nicht zugleich die Seele hinauszuziehen und hinauf, in ein schöneres Land, — wo die unsterblichen Blüten nie in welkes Laub übergehen, wo kein zerstörender Herbsterkan dem seligen Frühlings-Aufstehungs-feste folgen kann! —

Ob es uns wol schwer werden wird, lieber Leser, von den Höhen der Poesie hinabzusteigen in das flache Land der Prosa, die ja auch in diesen Betrachtungen ihre Stelle finden muß? — O nein, schwer nicht, denn die Prosa ist gar menschlich, gar alltäglich und liegt uns so zur Hand, daß wir blind sein müßten, wenn wir sie nicht erkennen wollten. Und was könnte denn auch im Frühling, diesem Traum der Poeten und Poesie, wol profaisch sein? — Nicht der Frühling, nur die Menschen! Ist denn wol der Frühling daran schuld, daß man durch allgemeine Uebereinkunft die schreckliche Nothwendigkeit des Wohnungswechsels in den April verlegt, in nicht wenigen Gegenden aber sogar in den „wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen springen“? Sind es die Frühlingswinde, die jeder geschäftigen Hausfrau den Gedanken in die Seele blasen, durch jene qualvolle, wenn auch heilsame Krisis im Ministerium des Inneren — ein gründliches Reinemachen — sämtliche Hausbewohner aus ihrem Frühlingstraume aufzuschrecken? — Die große Parade der vorjährigen Toilette, mit Mobilmachung zur bevorstehenden Sommercampagne fällt auch unumgänglich in die Blüthezeit, nebst respektiver mühevoller Verschlebung der Winterreserve in Kisten und Kisten und den Motten Kriegeserklärung auf Leben und Tod. Dies Alles ist profaisch, recht profaisch und ich könnte noch lange damit fortfahren, wie Butter und Eier vor Ostern, dem Frühlingsfeste, unfehlbar aufschlagen, und wie man sich wol gar den Schnupfen holt, weil man draußen doch zu lange umherstreift und es vergißt, daß, trotz allem Lenzgefühl, doch noch einlge Lofe, kühle Lüftchen daherziehen — doch genug, — wir brechen ab; eine weise Hand hat die Prosa und die Poesie des Lebens so eng verbunden, um die emporstrebende Seele stets daran zu erinnern, daß auch sie sich unter die heilsamen Geseze der Alltäglichkeit beugen müsse; daß aber ihre Sehnsucht und Alles, was sie nach Oben zieht, nicht darin untergehen, sondern sich frei über sie erheben solle, wie die Lerche über den Saatsfeldern!

[1551]

Fr. C.

Die Sixtinische Madonna.

Novelle von Ulrike Kaar.

Die Säle der Dresdener Gemäldegallerie waren geöffnet. Schaaeren von Schaulustigen strömten in die glänzenden Räume, wo ernst die alten Bilder auf die durcheinanderwogenden Gestalten herabschauen, die bald gleichgiltig und flüchtig an ihnen

vorüberstreifen, bald mit dem Ausdruck der Bewunderung oder des Staunens zu ihnen emporblicken. Um die hervorragendsten Meisterwerke hatten sich Gruppen gebildet. Man umstam Correggio's heilige Nacht, Holbein's Mutter Gottes; das Hauptziel für Alle aber war jener abgesonderte Raum, welcher Raphael's Wunderschöpfung, der Sixtinischen Madonna, allein geweiht ist.

Dicht gedrängt steht die wallfahrende Menge vor diesem Heiligthum, oft in überschwenglicher Weise ihrem Entzücken Worte leihend, oft auch befremdet und enttäuscht den Blick zum berühmten Bilde erhoben. Nicht bestechend durch den sinnlichen Reiz einer glänzenden Farbe, ist es seine geistige Höhe und Größe, seine ideale Macht, die verstanden, empfunden sein will, und nicht Jedem ist dieses Verständniß, diese Empfindung gegeben. Selten, daß dem aufmerkamen Beobachter der Ausdruck innersten Ergriffenseins aus einem Antlitze entgegentritt und eine in heiliger Scheu geschlossene Lippe mehr sagt, als die unzählige Male sich wiederholende Ausruf: „Göttlich! wunderbar!“ mit dem die Mehrzahl der Schauenden Raphael den Tribut ihrer Bewunderung zollt.

Sicher waren es ähnliche Betrachtungen, die einem jungen Mann sich aufdrängten, der an jenem Morgen lange, als wenn er sich nicht trennen könnte, vor der Sixtinischen Madonna stand.

Eine Engländerin im rauschenden Seidenkleide hatte neben ihm Platz genommen. Müde ihres ewig wiederholenden „wonderful“ stand der Jüngling im Begriffe, den Raum zu verlassen, als sein Blick auf ein in seiner Nähe stehendes junges Mädchen fiel, das mit gefalteten Händen, leuchtendem Auge, dem vollen Ausdruck tief innerlicher Bewegung zu der Madonna empor schaute. Wie lieblich spielt das dunkle Haar um ihre Stirn...

Er steht gefesselt. „Endlich doch eine küßende Brust!“ murmelt seine Lippe. Es ist ihm als habe er eine verwandte Seele gefunden.

„Anna, wir müssen weiter!“ sagte jetzt ein anderes junges Mädchen, das, leibhaft in einen alten Herrn hineinrebend, nicht fern gestanden hatte. Diese folgte, noch einen Scheideblick auf ihren großen Augen auf das Bild werfend, langsam den Voranschreitenden. Auch der junge Mann ging nach der Thür. Doch aber von neuen in das Gemach Strömenden aufgehalten, sieht er sich genöthigt still zu stehen. Da fühlt er seinen Arm erfaßt und „Bernhard, bist Du es wirklich?“ fragt eine Stimme, indem ein Paar lebensvolle, glänzende Augen in die seinen blicken.

„Arthur!“ ruft er überrascht und schüttelt herzlich die da gebotene Hand, als aber der Andere durch das laut und lebhaft gesprochene Wort: „Sage mir in aller Welt —“ die Aufmerksamkeit der im Saale Versammelten auf sich zu lenken begann, unterbrach er ihn schnell mit den Worten: „Nicht hier! Nicht hier!“ und zog ihn mit sich aus dem Saale fort.

Kurze Zeit darauf saßen die beiden Freunde, die der Zufall so unerwartet zusammengeführt, vor dem Café reale auf der Brühl'schen Terrasse. Die gefüllten Schalen mit Eis vor sich waren sie in eifriges Gespräch vertieft. Mit Fragen und Antworten durchreisten sie die Zeit, die seit ihrer Trennung in Italien dahingeschwunden war. Ein Brief Bernhard's aus Rom war verloren gegangen, und so hatte Arthur keine Ahnung davon, daß ein Auftrag des Fürsten S... seinen genialen Freund den Maler Bernhard Waldau, seit einem Monat wieder nach Deutschland geführt. Mit Theilnahme vernahm er jetzt, daß der junge Künstler in einem Saal der restaurirten Stambur des Fürsten Wandgemälde male, zu denen deutsche Sagen der Stoff gegeben — eine Aufgabe, dem Talent und den Wünschen Bernhard's vollkommen angemessen.

„Wie aber kommst Du nach Dresden?“ fragte Arthur, als der Freund seinen Bericht geendet hatte.

„Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen“, war die Antwort, „meine Vaterstadt wiederzusehen, und insbesondere ihr größtes Kleinod, die Sixtinische Madonna, in den mir fremden während meines Aufenthaltes in Italien eröffneten Räumen des neuen Museums. — Doch nun zu Dir. Was führt Dich von deinen Gütern in Westphalen an die Ufer der Elbe?“

„Ich bin auf der Flucht!“ erwiderte Arthur mit komischem Seufzer.

„So räthselhaft?“ fragte Bernhard verwundert, und blickte forschend dem Freunde in das von Frohsinn strahlende Antlit.

„Man will mich in Ketten legen, zum Gefangenen machen, erklärte der Andere. „Aber noch setze ich mich zur Wehr. Ich mag nicht heirathen!“

Bernhard lachte. „Geht's da hinaus? Armer Junge!“ sagte er mit mitleidigem Spott.

„Mein Vater will mich mit aller Gewalt durch eine Heirath solide machen“, fuhr Arthur fort. „Er will's nicht glauben, daß ich ein schlechter Chemann sein würde. Und doch wehe dem armen Mädchen, das mich zum Manne bekäme!“

Arthur warf den Kopf in die Höhe, schob das leichte Hütlein, das seine Stirn beschattete, bei Seite, und fuhr wie gedankenvoll mit der Hand durch das braune, lockige Haar. Dann erzählte er dem Freunde die nähere Veranlassung zu seiner Flucht. Nachdem der Herr Papa seinem Sohne vergebens alle Mädchen seiner Bekanntheit zur Frau Gemahlin vorgeschlagen, hatte er in diesem Frühjahr auf einer Reise nach Berlin die Bekanntheit eines preussischen Obersten und seiner Tochter gemacht, und diese Circe hatte es dem alten Herrn völlig angethan. Unter Androhung seines väterlichen Zornes hatte er dem Sohne erklärt, dies Mädchen müsse seine Schwiegertochter werden, und um die Sache schnell in Ordnung zu bringen, waren Vater und Tochter zu einem baldigen Besuch auf seinen Gütern eingeladen worden. „Aber sie mögen nur kommen, immerhin! Der junge Herr von Sande führt während dessen seinen Lieblingsplan aus und bereist Ungarn!“ schloß Arthur seinen Bericht.

„Und fürchtest Du nicht die Entrüstung Deines Vaters oder Deiner heimlichen Entfernung?“ fragte Bernhard.

„Laß ihn toben und wettern, meinen Alten“, erwiderte Arthur lachend. „Wenn der Sturm vorüber ist, öffnet er doch wieder gern dem rückkehrenden Sohne Thür und Arme.“

„Und macht neue Pläne Dich zu verheirathen?“ sagte Bernhard. „Wie wäre es, Arthur, wenn Du ihm zuvorkäme und ihm eine Frau nach Deiner Wahl zubrächtest? Wer sucht, findet.“

„Eine Frau allerdings, doch nicht die Liebe“, meinte Arthur. „Ohne Liebe mag ich keine Frau, und 'Lieb' ist Wunder, Lieb ist Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt“, sagt ein Dichterswort. Darum, bis mir dies Wunder geschieht, bleibe ich der Schmetterling, wie Ihr mich in Italien nanntet, der von Blume zu Blume fliegt.“

„Mitunter aber Gefahr läuft festzufliegen“, sagte Bernhard mit leichter Neckerei. „Denke an Lucia!“

„Die römische Blumenhändlerin? O das war nur ein Spiel des Herzens!“ Und die beiden Freunde vertieften sich in Erinnerungen ihres Aufenthaltes in Italien.

Sie waren aufgestanden und lehnten an der Balustrade, die die Terrasse nach der Elbe zu begrenzt. Die klare Augustsonne glänzte am wolkenlosen Himmel und blickte herab auf Stadt und Strom. Sie ließ in der Ferne zu beiden Seiten die weichen Linien des Elbgebirges in bestimmten Contouren und bausiger Färbung hervortreten und zeigte weithin wie leuchtende, weiß schimmernde Punkte die unzähligen Landhäuser, die, am Ufer des Flusses und auf den Spitzen der grünen Höhen erbaut, der Hand wie dem Auge gleich erreichbar schienen. Ueber lachende Wiesen hinweg schauten sie nach Dresden hinüber, das sich mit seinen Palästen, Kirchen und Kunsttempeln hart an den Ufern der Elbe emporbaut. Stolz wölbt sich, die beiden Theile der Stadt verbindend, die große Brücke über der breiten Wasserfläche, und indem sie unaufhaltsam daher kommenden Fluten sich schäumend an den mächtigen Pfeilern stoßen, die Menschenhand ihnen entgegengesetzt, scheinen sie zurückzuverlangen nach der schönen Bergnatur, an der ihr Fuß flüchtig vorübergeißelt und die in der blauen Ferne wie ein süßes Geheimniß verborgen liegt.

Die Blicke der Freunde schweiften entzückt über das liebliche Bild, das sich in ihnen bot, und folgten dem Laufe des Flusses, auf dessen glitzernder, Sonnenlicht und Himmelsblau widerstrahlender Wasserfläche leichte Böte wie tiefgehende Dampfer dahinglitten.

„Fast könnte ich denken wir wären in Florenz,“ sagte Arthur zum Freunde gewandt. „Alles versetzt mich an die Gestade des Arno, der breite Strom, die lachenden Ufer mit ihren Villen und der duftigen Ferne, und vor Allem das Eis, so schön wie in irgend einem italienischen Café,“ setzte er lachend hinzu.

„Gast Du vergessen, daß Dresden Elb-Florenz heißt?“ erwiderte der junge Maler. „Freilich, Brunelleschi's Wunderbau, die Kuppel des Domes, fehlt dem deutschen Florenz, aber hier wie dort gibt es sie, die beiden Himmelsleitern für den Geist des Menschen — Religion und Kunst!“ Und er wies auf die über den Bäumen der Terrasse hervorragende imposante Fronte der katholischen Kirche mit ihrem mächtigen, zum Himmel strebenden Thurm und den hinter demselben hervorragen den Rundbau des Theaters mit seinen Arcaden, Balconen und Säulen.

„Und hier wie dort gibt es Frauengestalten voll Anmuth und Schönheit,“ setzte Arthur hinzu, auf ein Paar weibliche Gestalten deutend, die langsam das Bollwerk hinauf dem Dampfer zuschritten, der unterhalb der Terrasse bereit zur Abfahrt lag.

Waldau blickte hinab. In der einen schlanken, von einfachem grauen Kleide umflossenen Gestalt glaubte er die Unbekannte zu erkennen, die vor der Sixtinischen Madonna seine Aufmerksamkeit erregt, durch die Begegnung mit Arthur aber seinen Gedanken wieder entschwunden war.

„Willst Du mit?“ fragte er plötzlich den Freund. „Wollen und Dampfzufuhr wecken die Lust in mir, wieder einmal hinaufzufahren in die sächsische Schweiz und die Vastei zu ersteigen.“

„Ich bin dabei,“ erwiderte Arthur, seine Uhr hervorzehend. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Abgang des Dampfers. Das Hotel ist nicht weit, wir können uns schnell zur Reise rüsten.“

Silig verließen die Freunde die Terrasse und erreichten, die leichten Reisetaschen am Bande tragend, das Schiff glücklich im Augenblick der Abfahrt. Die Menge der Passagiere war groß. Es war schwer, noch einen Platz zu erlangen. Waldau wählte den seinen in der Nähe des Steuers, indes sich Arthur durch Menschen und Gepäck nach der Mitte des Decks hindurcharbeitete.

Plötzlich stand er wieder an Bernhards Seite. „Komm,“ sagte er, „am Näherfassen ist noch Raum, und ein Bild will ich Dir dort zeigen, ein Bild — Raphael's und Holbein's Madonnen nebeneinander!“

Er zog den Freund mit sich, und wenige Augenblicke darauf stand sich Arthur in der Nähe seiner Unbekannten. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt. Ihr Blick hing an den lieblichen Ufern, die vorüberzogen, und nur dann und wann wurde die eckgeschnittene Linie ihres Profils sichtbar, wenn sie den Kopf nach ihrer Gefährtin wandte, die mit lebhaften Bemerkungen Alles begleitete, was ihr Auge erfaßte.

Dresden lag hinter den Reisenden. Nur seine Thürme ragten noch aus dem Elbthal hervor, und näher und näher kamen die grünen, von der fleißigen Hand des Winzers bebauten Berge mit ihren stolzen Villen, den Sommerfrischen reicher Städte, und ihren bescheidenen kleinen Häusern, den Wohnungen der Winger und ihrer Familien. Loßwitz war erreicht. Zwischen Baumkronen tauchte ein altes kleines Häuschen mit hohem verwittertem Dache empor. Ihm zur Seite wehte eine weithin sichtbare Fahne.

„So hält man den Schillerpavillon also immer noch in Ehren,“ sagte Bernhard. „Und auch Körner's Landhaus hat seine alte Gestalt behalten.“

Die Worte waren laut gesprochen. Sie hatten das Ohr der beiden jungen Damen erreicht. Wie ein Blitz wandten sich die Köpfe derselben nach dem Sprecher, indem das Wort 'Schillerpavillon?' den Lippen der rechtsigen Blondine entfuhr und ihr Auge fragend auf den jungen Maler gerichtet war.

„Es ist Körner's Weinberg, der dort liegt,“ sagte dieser artig zu den Damen gewandt. „Sehen Sie das kleine Gartenhaus oben auf dem Berge? Dort war es, wo Schiller, bei seinem Freunde lebend, dachte, dichtete, schuf.“

„Wo der Don Carlos entfiel!“ sprach sinnend das dunkelhaarige Mädchen vor sich hin, indem ihr Blick der bezeichneten Richtung folgte.

Die Bekanntschaft zwischen den jungen Leuten war gemacht. Man erfuhr, daß das gemeinsame Ziel der Fahrt die Vastei sei, und als bei Pillnitz der größte Theil der Gesellschaft das Schiff verlassen hatte, saß man mit der Ungenirtheit des Reiselebens bereits in lebhaftem Gespräch bei einander. Der Begleiter der beiden jungen Damen, der alte militärisch aussehende Herr, den Waldau schon am Morgen in der Gallerie bemerkt, hatte sich mit einem Officier auf das Lebhafteste in die Erörterung politischer Fragen vertieft und saß unbekümmert um seine Begleiterinnen in einiger Entfernung von denselben.

Arthur entwickelte alle die Liebeshistorien und Feinheit des Benehmens, alle die Leichtfertigkeit und Gewandtheit in der Unterhaltung, die ihm von jeder Mädchenherzen erobert hatte. Auch schien Helene, die blonde, augenscheinlich jüngere der beiden Damen, es bald nicht ungern zu sehen, daß er seine Worte häufig an sie allein richtete und sie zum Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit machte, eine Erscheinung, die um so natürlicher war, als ihre Freundin Anna, hingerissen von der sich mehr und mehr entwickelnden pittoresken Schönheit des Elbthales, im Anschauen der zu beiden Seiten des Stromes auftauchenden, sich verschiebenden und wieder verschwindenden Wälder, Alles um sich her vergessen zu haben schien. Nur zuweilen achtete sie auf die Bemerkungen Waldau's, der jeden Felsen, jede Bergspitze als alte Bekannte begrüßte und wieder-

holt versicherte, daß trotz der Schönheit italienischer und alpinischer Natur, die er kennen gelernt, dies heimatische Stück Erde seinen vollen Reiz für ihn behalten habe.

„Welken!“ tönte der Ruf des Capitains. Man verließ das Schiff, um nun in das Steinlabrynth einzutreten, das den Zugang zu den Vasteifelsen bildet. Der alte Herr, Helene's Vater, als welchen ihn die Freunde bereits kennen gelernt, bestieg eines der Pferde, die zur Bequemlichkeit der Reisenden am Landungsplatz der Dampfschiffe bereit gehalten werden, und lachend folgte seine Tochter diesem Beispiel.

„Ich werde den Joseph der Holbein'schen Madonna spielen und überlasse Dir die Sixtinische!“ raunte Arthur dem Freunde zu, als die Karawane sich in Marsch setzte, und er eilte an die Seite der Reiterin. „Schmetterling!“ rief Bernhard ihm nach, und indem sein Blick Helene folgte, mußte er im Stillen über Arthur's Madonnenvergleich lächeln. Das frische, runde Gesichtchen mit den üppigen Lippen, den schelmischen Augen und den beweglichen Zügen, die volle, zierliche Gestalt in der eleganten Reisetraht rief viel eher die Erinnerung an eine Herrscherin französischer Liebeshöfe, als an eine Königin des Himmels wach.

Anwendbarer war jener Vergleich auf Anna's Erscheinung. Wenigstens schien es so dem Auge des jungen Malers, als sie auf einen starken Stab gestützt ruhig neben ihm auf dem felsigen Pfad dahinschritt. Ihre hohe, schlante Gestalt hatte etwas Imponirendes, und ihr dunkles, von langen Wimpern beschattetes Auge jenen träumerischen Ausdruck, der auf ein nach innen gefehrtes Leben schließen läßt.

„Fürchten Sie nicht die Unbequemlichkeit des Weges und die Beschwerlichkeit des Steigens?“ fragte Bernhard, als der Pfad sich allmählig hinanwindend, steiniger zu werden begann.

„In der freien Bewegung des Wanderns genieße ich am Lebendigsten die Schönheiten der Natur,“ war die Antwort der Gefragten, und ihr Blick leuchtete, indem sie einen Augenblick stillstehend die sich immer großartiger entwickelnde Fels- und Waldnatur betrachtete.

„Sie scheinen nicht Anstrengung und Mühe im Leben, wie es scheint, wenn es etwas zu erreichen gibt,“ bemerkte der junge Mann.

„Wenigstens nicht, wenn das zu Erreichende etwas Gutes oder Schönes ist,“ erwiderte das Mädchen.

Man hatte einen kleinen Wiesenplan erreicht, der zwischen himmelanstrebende Felsen eingeklemmt, unwiderstehlich zum Rasten lockte. Helene war bereits vom Pferde gesprungen und schaute empor zu den wunderlichen Felsgebilden, die theils naht, theils mit üppiger Waldvegetation bedeckt aus der Tiefe des schönen, unter dem Namen „Ottenwalder Grund“ bekannten Thales emporstarrten, und an manchen Stellen dicht an einander tretend den sich zwischen ihnen hindurchwindenden Weg völlig zu versperrern drohen. Man lagerte sich wie der Zufall es gab. Anna zog ein Buch hervor und begann ein ihr gegenüberliegendes Felsstück, von dem eine ungestützte Tanne malerisch herabhängend, zu skizziren. Aber die Arbeit wollte nicht gelingen. Sie schüttelte den Kopf und nahm den Gummi. Bernhard blickte ihr über die Schulter. Mit kurzem treffenden Wort wies er ihr den Fehler. Dann bat er sie um den Bleistift, und wenige schnell hingeworfene Striche genügten, der unvollkommenen Zeichnung Gestalt und Leben zu geben.

„D, das ist meisterhaft!“ rief Anna überrascht. „Sie verstehen es, die Natur in einfacher Treue und Wahrheit wiederzugeben.“

„Sie sind Maler?“ fragte jetzt Helene's Vater, der hinzugetreten war und die Zeichnung aufmerksam betrachtete.

„Ein wenig,“ erwiderte lächelnd der Gefragte, und „ein wenig!“ wiederholte mit lautem Lachen und schelmischem Augenblinzeln sein Freund.

„Ihr Name?“ forschte Jener von Neuem. „Doch nein,“ setzte er hinzu, „ich will den Anfang machen und mich Ihnen nennen.“

„Halt, Papa!“ rief plötzlich aufspringend Helene. „Hier — und sie begleitete auf sich deutend diese Worte mit einem tiefen Knir — „ist Helene, dort Anna, und das Papa Schnurbar.“

„Was soll das, Mädchen?“ fragte die Schelmin mit Verwunderung betrachtend, ihr Vater.

„Auf Reisen, Papa,“ begann Helene pathetisch, „geht es zu wie in einem Märchen, und ein Hauptreiz dabei ist das Incognito, das Abstreifen aller conventionellen Formen. Der Mensch sieht dem Menschen gegenüber. War es nicht so, Anna?“ Und indem sie auf die Freundin zeigte und in ihren natürlichen Ton zurückfiel, fuhr sie fort: „Ich habe das nämlich nicht von mir, sondern von der da, der Minerva unserer Pensionsanstalt. Ihre Weisheit hat mir gefallen. Es ist hübsch, Menschen kennen zu lernen, ohne gleich zu wissen wer sie sind, woher sie kommen. Etwas Geheimnißvolles hat seinen eigenen Reiz, und ich möchte auch einmal ein reizendes Geheimniß sein. Sind Sie es zufrühen?“

Sie blickte fragend im Kreise umher und klatschte auf das lachend von allen Seiten ertönde: „Wir sind es!“ fröhlich in die kleinen Hände.

Man brach wieder auf und erreichte glücklich die Vastei noch zu rechter Zeit, um das wundervolle Panorama, das sich von dem Plateau des großen, das Elbthal beherrschenden Felsgipfels dem Auge bietet, im vollen Glanz des scheidenden Tages zu genießen.

Da lag es vor den entzückten Blicken, das weite, zerklüftete Felsenland, durchblüht in mannichfachen Windungen von dem silberglänzenden Bunde der Elbe. Am Eingang zu seiner Wunderwelt steht wie ein stolzer Wächter der Steinkolof des Königsteins, auf seinem Haupte die Krone hellblitzender Mauern und Zinnen. Und um ihn her ragen so weit das Auge schaut die altersgrauen Felsenburgen hervor, geschmückt mit dem ganzen Reichthum deutscher Waldnatur. Aus den mächtigen Abgründen strecken sich dichtgedrängt die Spitzen riesiger Tannen empor. Wildes Gestrüpp und üppige Farren umwuchern die schroffen Klippen, und dazwischen winkt die schlante Gestalt der Birke mit ihrem zitternden Laube. An den Fuß der gewaltigen Steinfelsgeschmiedt liegen Wiesen und Felder, ein freundlicher, lachender Anblick, und unzählige Ortschaften, Wohnungen lieblicher Menschen blicken aus den Thälern hervor, von den Höhen herab. In der Ferne aber taucht bald in geschlossener Reihe, bald einzeln vorgeschoben, Bergspitze hinter Bergspitze empor — ein blaues, in Dämmerung hinschwindendes Gürtelband.

Die Sonne sank hinab. In feurigem Glanze strahlte der Himmel, und Rurpurglut färbte die Gipfel der grauen Felsen, indes blaue, kühlende Schatten über der Tiefe lagerten. Allmählig zog ein leichter Nebelflor sich um das weite Panorama, allmählig verglühten die leuchtenden Farben. Jetzt deutete nur noch ein hellerer Schein die Stelle an, wo das flammende Sonnenauge verschwunden war. Die Sichel des Mondes schwebte über der Erde. Ruhig zog sie ihre ewige Bahn durch den klaren,

tiefdunklen Aether, geleitet von Schaaren hellblitzender Sterne, und goß ihr mildes verklärendes Licht über die schweigende Natur.

Ein nächtlicher Wind strich über die fahle Höhe. Fester zogen die Damen schützende Lächer um die fröstelnden Glieder und folgten willig dem Ruf, der zur Abendmahlzeit im hellerleuchteten Saale mahnte. Ein Paar Herren, die wie unsere Reisenden den Entschluß gefaßt, die Nacht auf der Vastei zuzubringen, forderten Helene's Vater zu einer Partie L'hombre auf. Der Vorschlag war ihm willkommen. Nach eingenommenem Mahl zog das Karten spielende Kleeblatt sich in den gegenüber liegenden Salon zurück, und die jungen Leute blieben sich von Neuem überlassen.

„Was nun beginnen?“ fragte Helene, als man behaglich um einen Tisch verjammelt saß. „Musikern, tanzen geht nicht, wir haben kein Instrument, Räthsel aufgeben —“

„Um Himmelswillen, Fräulein,“ rief Arthur, „ich bin kein Kalaf, wenn Sie auch Turandot wären!“

„So zeigen Sie Ihren Scharfsinn durch einen besseren Vorschlag,“ meinte das Mädchen.

„Trage Jeder zur Unterhaltung etwas bei, aber das Was und Wie bleibe seiner eigenen Wahl überlassen,“ lautete die Erwidern.

„Bravo!“ jubelte Helene. „Machen Sie den Anfang.“

„Kein,“ sagte Arthur lachend. „Den Damen gebührt der Vorrang.“

„Ein galanter Ritter gehorcht den Damen,“ erwiderte das Mädchen mit einem strafenden Blick ihrer schönen Augen. „Aber sei es. Ich will gut sein und zuerst geben was ich kann.“

Sinnend stand sie auf und trat in die geöffnete Saalthür. Draußen rauschten die Wipfel der Bäume und zitterte das Mondlicht auf den schwankenden Zweigen. Aus weiter Ferne schien eine Glocke zu rufen. Da tönte es leise von Helene's Lippen: „Ave Maria!“ und als wenn sie der allgemeinen Abendstimmung einen Ausdruck geben wollte, hub sie mit warm empfundenen, bald mächtig anschwellenden, bald sanft verhauchenden Tönen Schubert's schönes Lied: „Ave Maria“ zu singen an. Als sie geendet, lag Bewegung in den Zügen der beiden jungen Männer, Anna aber drückte mit einem: „Ich danke Dir!“ einen Kuß auf die reine Stirn, als die Freundin an den Tisch zurücktretend einen Augenblick das Köpfchen an ihre Schulter lehnte.

„Nun, Anna,“ rief Helene wieder emporfahrend und in ihren gewohnten munteren Ton zurückfallend, „nun ist die Reihe an Dir. Was wirst Du uns geben?“

„Schubert's Lied erinnert mich an ein Paar Worte, die mir heut Morgen vor der Sixtinischen Madonna in den Sinn gekommen,“ erwiderte die Gefragte, ein Blatt hervorziehend. „Mögen sie meine Verpflichtung lösen.“ Und sie las:

Ein Wunderbild, das meine Blicke schauet!
Geöffnet ist des Himmels Wolkenthor;
Da mit dem Sohn im Arm tritt sie hervor
Die herrlichste und heiligste der Frauen.
Die Gottesmutter, der wir Tempel bauen,
Sie naht, umschwebt vom lichten Engelchor!
Das Knie gebeugt blickt der Mensch empor
Und grüßt sein Heil mit gläubigen Vertrauen.
Und demuthsvoll in stillem, heil'gem Dargen
Will fromm mit Andacht er den Gott empfangen,
Durch den die Welt allein Erlösung findet.

Die Liebe, die vom Himmelsthron steigt
Und sich erbarmend zum dem Sünder neigt
Die Liebe ist es, die als Gott sich findet.

Bernhards Blicke leuchteten, als Anna geendet hatte, und freudig rief er: „Sie lieben und verstehen Raphael's Wunderwerk!“

„Bei seinem ersten Anblick erschloß sich mir die Welt der Kunst,“ erwiderte das Mädchen.

„Wunderlich, daß ich den Zauber des Bildes nicht begreife,“ meinte Helene. „Ein Blick aus den Fenstern des Museums auf den herrlichen Platz an der Elbbrücke ist mir lieber als all die bewunderten Meisterwerke der Gallerie. Ich fürchte, ich lerne die Kunst nicht verstehen wie die Natur.“

„Es geht Ihnen wie mir,“ rief Arthur lebhaft. „Selbst in Italien, der Heimat der Kunst, ist mir diese fremd geblieben. Ja, gerade dort schien mir die Natur ihre ewig unerreichte Meisterei. Den Zauber von Neapels und Genuas Gestirben vermag kein Pinsel wiederzugeben, und keine Madonna oder Heilige berühmter Meister erreicht die lebensvolle Schönheit römischer Frauengestalten.“

„Barbar!“ unterbrach Waldau den Redenden. „Gestandest Du nicht selbst Aehnliches in Betreff Lucia's?“ erwiderte der Andere.

„Wer ist diese Lucia?“ fragte Helene mit Lebhaftigkeit und dem vollsten Ausdruck der Neugier.

„Lucia war eine römische Blumenhändlerin,“ nahm Arthur das Wort, „deren Schönheit zur Zeit unseres Aufenthalts in der ewigen Stadt allgemeines Aufsehen erregte. „Haben Sie schon einen Strauß von der schönen Lucia gekauft?“ wandte man sich an die Fremden, die Roms Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen wollten, und: „Hast Du schon versucht Lucia zu einer Sitzung zu bewegen?“ fragte ein Künstler den andern. Das schöne Mädchen wurde umlagert. Wenn sie mit ihrer blüthenreichen Waare auf der piazza Navona erschien, streckten sich Hände über Hände nach ihren zielich gebundenen Sträußen aus und nicht lange dauerte es, so konnte sie wieder heimziehen mit gefüllter Tasche und leeren Körben, denn sobald das letzte Bouquet vergeben war, hielt sie nichts mehr auf dem Platze zurück. Mit dem Anstand einer Königin schritt sie durch die Menge, und Niemand durfte es wagen, sich ihr zur Begleitung anzubieten. Ein unveränderlicher Ernst, der jede Zudringlichkeit zurückwies, lag in dem schönen Antlitze. Das dunkle Auge blickte ruhig und fest Alle an, die ihr nahten, ohne je dem Einem oder Anderen freundlicher zu blicken. Es wäre für jeden jungen Mann ein Triumph gewesen, von der schönen Lucia auf irgend eine Weise bevorzugt zu werden, aber weder glühende Blicke, noch süße Worte, oder noch weniger reiche Geschenke vermochten sie zu rühren. Sie wies Alles mit Stolz zurück, und keinem Künstler war die Vergünstigung zu Theil geworden, die schöne Blumenhändlerin malen zu dürfen.“

Auch ich war fortgerissen von dem Strom der allgemeinen Bewunderung. Täglich erschien ich auf der piazza Navona, täglich ließ ich mir von Lucia einen Strauß reichen, und täglich sann ich dabei, wie ich ihr wol näher treten könnte. Ihre Wohnung hatte ich auskundschaftet. Sie lebte in einem entfernten Theile Roms, wo sie ein kleines Haus mit einem Garten gepachtet hatte, in dem sie ihre Blumen, die Quelle ihres Erwerbes zog. Niemand aber wurde dort der Zutritt gestattet. Oft umschlich ich die Gartenmauer und versuchte an ihr hinaufzuklimmen, um Lucia zwischen ihren Blumen an der Seite ihres Vaters, eines hinfälligen Greises, zu entdecken. Auf diesem neuen Beobachtungsposten stehend, fiel mir eines Tages ein junger Mann auf, der hoch oben an dem Fenster eines benachbarten Hauses lehnte und, eine Palette in der Hand, aufmerk-

Sam hinabschaute. Man mußte von dort Lucia's Garten überblicken können. Jetzt trat der junge Mann zurück, jetzt sah er wieder hinunter.

Lucia wird gemalt ohne ihr Wissen und Wollen! Dieser Gedanke durchblühte meine Seele, und als ich in den nächsten Tagen die nämliche Erscheinung beobachtete und erfuhr, daß ein junger deutscher Maler in jenem Hause wohne, war ich überzeugt von der Richtigkeit meiner Vermuthung. Der Zufall wollte, daß ich bald darauf Zeuge war, wie Lucia auf der piazza Navona einen berühmten Künstler, der sie bei ihm zum Malen zu sitzen, kurz und abschlägig beschied. Da rief ich gereizt: „Hütet Euch, schöne Lucia, daß Ihr doch nicht plötzlich trotz Eurer Weigerung auf der Leinwand verehlicht erscheint.“

Das Mädchen zuckte zusammen. „Was wißt Ihr?“ fragte sie, und ihre Stimme schien zu zittern. „Hütet Eure Augen auf! Ich bin kein Verräther!“ sagte ich lachend und eilte von dannen.

Der kleine Vorfall beschäftigte mich den ganzen Tag. Die Lust ward mächtig in mir, Lucia's Bild, dessen Existenz mir unzweifelhaft schien, zu sehen. Vielleicht, daß es mir gelingen konnte den Künstler zu vermögen, es mir käuflich zu überlassen. Als die späteren Nachmittagsstunden kamen, stieg ich die Treppe hinauf, die nach seiner Wohnung führten.

Der Signor pittore sei ausgegangen, werde aber gleich wiederkommen, sagte eine alte Frau, die mir öffnete. Sie ließ mich in das studio treten, und — ich stand vor Lucia's Bildniß! Den Kopf auf die Hand gestützt, den blumengefüllten Korb an ihrer Seite, trat sie mit wunderbarer Treue dem Leben abgelauscht auf der todtten Leinwand mir entgegen. In Schauen versunken, vergaß ich Alles um mich her. Da hörte ich Stimmen und Schritte. War das nicht Lucia, die sprach? Ein Vorhang hing hinter dem Bilde. Gie ich mußte warum und wie es geschehen, stand ich hinter demselben. Die Thür ward geöffnet. Ich hörte einen leisen Schrei. Durch eine Oeffnung des Vorhangs gewahrte ich Lucia, die bleich, den Blick starr auf das Bild gerichtet, an der Wand lehnte. „So ist es wahr! Ich habe die rechte Spur entdeckt!“ hauchten ihre Lippen. Dann aber mit voller Energie sich erhebend und auf den jungen Maler zutretend, der ein paar Schritte von ihr entfernt stand, sagte sie: „Was Ihr auch fordern möget, Signor, dies Bild muß in meine Hände.“ — „Dies Bild ist für keinen Preis mir feil,“ erwiderte der Künstler. „Es bleibe für mich eine ewige Quelle des Studiums weiblicher Schönheit.“ — „Ich beschwöre Euch, gebt mich selbst zurück!“ rief das Mädchen mit wachsender Angst. „Um meines, Eures Seelenheils willen!“ — „Und was wollt Ihr mit dem Bilde?“ fragte der Maler befremdet. — „Es vernichten!“ sagte das Mädchen dumpf, und sie that die Hand ausstreckend einen Schritt nach dem Bilde. — „Halt!“ rief der Andere, sich mit ausgebreiteten Armen vor dasselbe stellend, „halt! Niemand darf fordern, daß ein Künstler selbst sein Werk der Vernichtung weibe.“

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach. Ein großer Kampf schien Lucia's Seele zu bewegen. Dann sagte sie: „Ihr sollt mein Verlangen verstehen lernen. Hört meine Geschichte, Signor. Ihr werdet sie nicht mißbrauchen. Es sind fünf Jahre her, da wohnte in unserm Hause ein junger Maler. Stürmisch bat er mich, ihm zu einem Bilde zu sitzen, — zu einer Mutter Gottes! Ich beete zurück, ich fühlte die Sünde, als allerheiligste Jungfrau vor den Augen der Menschen zu erscheinen, aber Eitelkeit bestreifte mein Herz, und er bat, er!“ — Sie sprach die letzten Worte mit leise bebender Stimme. Dann athmete sie tief und fuhr fort: „Täglich stand ich vor ihm, indes er das schöne Madonnenbild schuf, dem ich meine Züge lieb. Und vor den Augen des Malers flossen Maria und Lucia in Eins zusammen, und eine Verehrung, wie sie der göttlichen Jungfrau gebührt, weiste der Geliebte der irdischen. Einst lag er vor mir auf seinen Knien. Er bog sich zurück und hob die Arme zu mir empor. „Madonna!“ rief er mich. Ich lächelte. Ein Gefühl stolzer Befriedigung kam über mich bei dem Gedanken, daß wie der Geliebte mich vergötterte, so auch von allem Volk in seinem Werk mir göttliche Ehre erwiesen werden würde — da wankte plötzlich das Gerüst mit meinem Bilde. Versunken in mein Anschauen hatte der Maler es unachtsam mit dem Fuße berührt — krachend brach es über ihm zusammen. Ich schrie laut auf, ich stürzte von der Estrade, auf der ich stand, herab und mühte mich das Bild, das den Geliebten begrub, zu entfernen. Indem ich es emporhob, sah ich, daß der Kopf der Madonna im Falle durchlöchert worden, aber ich achtete des nicht, denn darunter lag der Geliebte mit geschlossenen Augen und blutender Stirn. Das Bild hatte mit scharfer Ecke seine rechte Schläfe getroffen. Er erwachte nicht wieder. „Gottes Strafgericht!“ tönte es in mir. Ich murrte und klagte nicht, aber ich hatte fortan nur einen Wunsch, in einem Kloster die unsühnbare Schuld zu büßen. Die Nothwendigkeit, meinen alten Vater zu ernähren, ließ mich von der Erfüllung dieses Wunsches absehen, aber an der Leiche des Geliebten legte ich den Schwur ab, mein Antlitz für immer der Bergessenheit zu weihen. Ich forderte ewige Verdammniß wenn je wieder ein Bild von mir entstände. Signor, wollt Ihr meine Verdammniß?“

Sie hatte die letzten Worte mit einem Ton gesprochen, der die Angst ihrer Seele verrieth, die ihr ewiges Heil zu verlieren fürchtete. Flehend hob sie ihre Hände zu dem jungen Maler empor, da trat er schnell auf das Bild zu, ergriff ein Messer, und ein sühner Schnitt vernichtete das schöne Werk. Ein Freudenstrahl blitzte in Lucia's Augen auf. „Ich danke Euch!“ rief sie bewegt und war aus dem Gemach verschwunden.

Jetzt duldete es mich nicht mehr in meinem Versteck. Mit marmorbleichem Antlitz riß der Künstler die einzelnen Stücke der Leinwand vom Rahmen und übergab sie dem Kamin, als ich plötzlich vor ihm stand. Wenige Worte genügten, meine Anwesenheit zu erklären, und indem ich mir seine Verzeihung erbat, daß ich unruhiger Zeuge seines Opfers gewesen, drückte ich zum ersten Mal die Hand des edlen Mannes, den meinen Freund nennen zu dürfen ich zum Glück meines Lebens rechne.“

Dabei reichte Arthur mit warmem Blick Bernhard die Rechte, die dieser herzlich drückte.

„Was aber ist aus Lucia geworden?“ fragte Helene nach einer Pause.

„Kurze Zeit nach jener Begebenheit starb Lucia's Vater,“ erwiderte Arthur. „Am Tage seines Begräbnisses verschwand die bewunderte Blumenhändlerin aus den Straßen Roms, um für immer die schöne Gestalt unter dem Ordensgewand der Carmeliterinnen zu verbergen.“

„Ein tragischer Schluß,“ meinte Helene, und, sich an Bernhard wendend: „Nun gilt es Ihre Kunst, Signor Apelles, Geschwind, malen Sie uns ein Bild auf leuchtendem Grunde.“

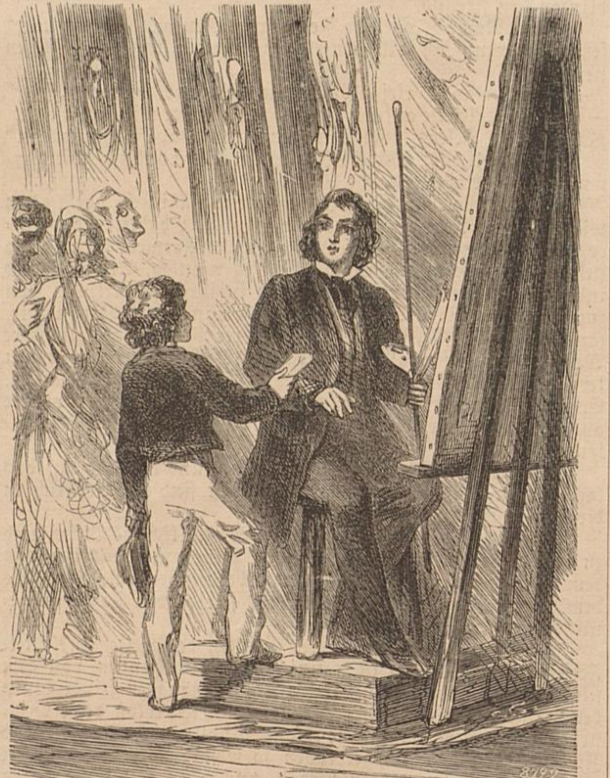
Und der Maler begann: „Vor einer Reihe von Jahren, zu jener Zeit, wo die Gemälde der Dresdener Gallerie noch nicht in dem neuen Kunstmuseum hingen, copirte ein Jüngling die Sirtinische Madonna.“

Wol machte es ihm Freude in dem Bemühen, das wundergleiche Bild wiederzugeben, seine Schönheit und Größe immer lebendiger zu empfinden, aber die nachahmende Thätigkeit genügte nicht seinem, ihn zu selbständigen Schaffen drängenden Geiste. Gestalten lebten in seiner Phantasie, in seinen Träumen, die hinaus treten wollten in die sichtbare Erscheinung. Unbemerkt wie er war, konnte er aber nicht daran denken zu lernen, zu schaffen; zu streben wie sein Herz verlangte. Er mußte arbeiten um zu leben, zur Erhaltung für ein ihm nahe liegendes Wesen die Kunst als Brodterwerb betrachten. Im Dienst von Kunsthändlern verlor er seine Zeit. Wie benedete



„Anna zog ein Buch hervor und begann ein ihr gegenüberliegendes Gemälde zu skizziren.“

er die, die unbeirrt von der Noth des Lebens frei ihre Kraft gebrauchen konnten! Nach Italien, nach Rom zog es seine Seele. Im Anschauen der Sirtinischen Madonna ergriff ihn eine unbeschreibliche Sehnsucht, den Himmel kennen zu lernen, unter dem solche Werte geschaffen worden. Seine Wangen bleichte, und seine Freunde meinten, er sei krank. Aber zu stolz um zu klagen, erfuhr Niemand seine Wünsche. Nur Raphael's Madonna wurde seine Vertraute. „Du weißt es, was mir fehlt,“ sagte er eines Tages zu ihr, „Du weißt es aber auch, daß ich auf Hilfe von oben warte.“ Da war es ihm, als ginge ein Lächeln über die ernsten Züge der Jungfrau. Zugleich fühlte er seinen Arm berührt. Träumerrisch wandte er den Kopf. Hinter ihm stand ein blondgelockter Knabe. Seine Hand hielt ein verriegeltes Bäckchen, das er ihm entgegenstreckte. Die Aufschrift war an ihn. Verwundert nahm er es. „Wer gab Dir dies?“ fragte er den Knaben. — „Eine Madonna!“



„Wer gab Dir dies?“ fragte er den Knaben. „Eine Madonna!“ tönte die Antwort.

tönte die Antwort. Der Maler zuckte zusammen. „Madonna!“ wiederholte er. — „Ja, eine Madonna, schön wie jene dort,“ sagte der wunderbare Bote, auf Raphael's Himmelskönigin deutend, und er war in der Schaar der das Bild umgebenden Fremden verschwunden. Zitternd brach die Hand des jungen Mannes das Siegel. Ein Kästchen fiel ihm entgegen, und ein Blick in dasselbe zeigte ihm ein von Brillanten strahlendes Kreuz. Auf demselben aber lag ein Papier, folgende Worte enthaltend:

In das Herz Dir geschaut hat der Gottheit wissendes Auge, Und vom Himmel herab reicht sie zur Hilfe die Hand. Dein sei dies Kleinod. Mög' den Weg es Dir ebnen im Leben, Daß Dein schönes Talent frei zur Vollendung gedeiht. Aber nütze das Pfund, so Dir Gottes Güte verliehen, Spare nicht Mühe noch Fleiß, diene mit Treue der Kunst. Ferner wird ruhm er auf Dir alsdann der göttliche Segen, Der nur das Streben belohnt, das rein ist, wahrhaft und treu.

Und unter diesen Zeilen stand: „Die Sirtinische Madonna.“

War dies Traum oder Wahrheit? Es war dem überraschten Jüngling, als müßte er niederstürzen auf die Knie, Thränen stürzten aus seinen Augen, und seine Seele wurde ein heißes Dankgebet. Das Flehen seines Herzens war erhört. Der Verlauf der Brillanten brachte ihm die Mittel zur Erfüllung der auf ihm lastenden Verpflichtung und zu einer Reise nach Rom. Edle Menschen reichten ihm hier die Hand. In ungehörtem Studium und Schaffen wuchs seine Kraft. Das Glück wollte ihm wohl, ein besonderer Segen ruhte auf seinem Thun, und wenn sein Name jetzt nicht einer der besten ist unter den Jüngern der Kunst, so dankt er es jenem wunderbaren Geschenk des Himmels.“

„Und diese räthselhafte Geschichte hast Du mir nie erzählt?“ fragte Arthur mit dem Tone des Vorwurfs, als der Freund geendet hatte.

„Nur in Zaubernächten fliegen die Wunder stiller Seen aus der Tiefe zur Oberfläche des Wassers empor, so auch die Geheimnisse einer Menschenbrust,“ erwiderte Bernhard bedeutungsvoll.

„Und hat der Künstler nie erfahren, wie das Wunder mit dem natürlichen Lauf der Dinge zusammengehangen?“ fragte Arthur abermals.

„Ne,“ war die Antwort, „so viel er auch geforscht.“

„Warum auch darnach forschen?“ rief Helene. „Warum nicht lieber an ein Wunder glauben? Was, Anna, meinst Du dazu?“ wandte sie sich fragend an die Freundin.

Diese war aufgestanden. Mit sichtlich Erregung war sie Bernhard's Erzählung gefolgt, als aber sein Auge einmal fest und voll auf sie gerichtet gewesen, hatte ihr Blick sich wie verwirrt gefenkt, und zurückgelehnt in ihren Stuhl hatte sie sich tief in Schattens zu verbergen gesucht. Kein Wort war dann, als Bernhard geendet, über ihre Lippen gekommen. Jetzt trat sie in die Saalthür. Sie war halb von der bewegten Nachtluft geschlossen. Anna stieß sie auf. Ein leichter Zugwind machte das Licht der Lampe flackern. Er hob das Blättchen, auf das Anna ihr Gebicht geschrieben, und das unbeachtet auf dem Tisch liegen geblieben war. Es flatterte empor und zu Bernhard hinüber. Er erhaschte es. „Wir fliegen Schätze zu!“ rief er, und sein Blick streifte das Blatt mit den klaren, festen Schriftzügen.

In demselben Augenblick aber zuckte er zusammen. „Ha, was ist das?“ rief er und sprang auf. Er hielt das Blatt mit beiden Händen gegen das Licht, und seine Augen schienen es verschlingen zu wollen. Dann auf Anna zutretend rief er: „Am Gotteswillen, wer hat diese Verse geschrieben?“

„Geben Sie — mein Gebicht,“ sagte Anna ausweichend und bestürzt, indem sie die Hand nach dem Blatte ausstreckte.

„Nein, bei Allem was Ihnen heilig ist, sind diese Züge von Ihrer Hand?“ rief Bernhard mit steigender Aufregung.

Anna's Lippe zögerte mit der Antwort. „Wunderliche Frage,“ tönte jetzt Helene's Stimme, „wer anders als Anna selbst soll ihre Verse schreiben?“

Bernhard erwiderte nichts, aber er riß eine Kapsel aus dem Busen und nahm aus derselben ein sorgsam zusammengelegtes vergilbtes Stückchen Papier. Er faltete es auseinander und blickte prüfend bald auf dieses, bald auf das Gebicht.

„Es ist keine Täuschung,“ rief er, „es sind dieselben Züge!“ Und er ergriff Anna's Hand und zog sie an den Tisch.

„Sehen Sie selbst,“ sagte er und er hielt ihr die Blätter vor die Augen.

Anna zitterte. Fast wie eine Schuldige senkte sie den Blick.

„Anna, sprich, was bedeutet dies Alles?“ fragte indes Helene mit dem Ton lebhafter Ungeduld.

„Nicht hier, nicht jetzt,“ sagte sie bittend, der Freundin den Mund verschließend.

„Ja wol, hier, jetzt, im Augenblick!“ rief Bernhard fast gebieterisch dazwischen.

„Und mit welchem Rechte fordern Sie dies?“ fragte Anna sich plötzlich stolz erhebend.

Mit dem Rechte Bernhard Waldau's, jenes Malers, der das Wunder seines Lebens zu ergründen strebt, denn jener Bernhard Waldau bin ich!“ tönte die Antwort des jungen Mannes.

„Sie,“ rief Helene, „Sie sind der Künstler, dessen Name und Werke in unserem ganzen Vaterlande gekannt und bewundert sind?“

„Sagen Sie über die Grenzen Deutschlands hinaus!“ sprach Arthur mit leuchtenden Augen.

Abwehrend gegen den Freund winkte Bernhard mit der Hand, indes seine Augen fest und erwartungsvoll an Anna's Zügen hingen.

„Ich habe wenig zu sagen,“ begann das Mädchen leise. „Es sind acht Jahre her, als mein Onkel mich, das frühverwaiste Kind, aus der Pension in Schlesien holte, um mich in sein Haus nach Elberfeld zu führen. Wir berührten auf der Reise Dresden, wo Geschäfte meinen Onkel nöthigten, einen mehrtägigen Aufenthalt zu nehmen. Aus dem Fenster meines im Gasthof bewohnten Zimmers über sah ich einen kleinen Garten, der zum Nebenhause gehörte. Dort erblickte ich täglich einen gelächerten Knaben, der mit der Miene des Böb's im Kollstuhl saß und mit einer Scheere Silber aus schnitt. Ich erkundigte mich nach dem Unglücklichen und erfuhr, daß er der Sohn einer kürzlich verstorbenen Doctorwitwe mit Namen Waldau sei. Er werde von seinem Bruder, einem Maler, erhalten, der, ein braver junger Mann, darnach strebe soviel zu verdienen, um ihn in einer Anstalt unterzubringen, wo er bessere Pflege haben und durch beständige Gesellschaft geistig gewedter werden könne.“

Am Mittag desselben Tages, wo mir diese Mittheilung wurde, gab es der Zufall, daß ein fremder, durch Dresden reisender Maler an der table d'hôte über die Copien urtheilte, die auf der Gallerie gemacht wurden. Nur eine Copie, meinte er, zeige von wahren Talent und tiefer, künstlerischer Empfindung, die der Sirtinischen Madonna des jungen Waldau. Ich horchte auf. Der Maler sprach weiter von dem Jüngling mit enthusiastischem Lobe.

Er hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt und Compositionen und Skizzen von ihm gesehen, die von außergewöhnlichem Talente zeigten. „Wenn dieser Jüngling die Mittel hätte sich auszubilden und in Italien, im Anschauen der klassischen Schönheit des Alterthums, Auge und Geist zu stärken, was könnte aus ihm werden!“ setzte der Mann hinzu. „Es steckt etwas von einem Carstens in ihm. Aber wie Carstens verliert auch er vielleicht seine beste Zeit durch die Sorge für den Unterhalt des Lebens.“

Ich schwärmte von Kindheit an für Kunst. Ein Künstler schien mir wie ein vom Himmel beugabigtes, über die gewöhnlichen Menschen erhabenes Wesen. Ich begriff nicht, wie Gott den Untergang eines Solchen zugeben könne. Der Name Carstens tönte in mir wieder und wieder. Am nächsten Morgen ging ich nach der Gallerie und betrachtete von fern den jungen Künstler vor der Sirtinischen Madonna. Es war mir als läse ich in seinen bleichen Zügen das sehnsüchtige Verlangen seiner Seele, sich frei erheben zu dürfen in die höchsten Regionen der Kunst. Ich meinte sein Flehen müßte bis zum Throne der Gott-

... bringen. Da kam mir der Gedanke: „Sind die Menschen nicht Werkzeuge Gottes? Verrichtet er durch ihre Handlungen nicht Wunder auf Erden? Der Gedanke lodete mich. Ihm nachgehend eilte ich nach Hause und nahm ein Kästchen hervor. Mein Augenblick betrachtete ich seinen Inhalt, ein Brillantencruz, das Vermächtniß einer Pathe, mein unbestreitbares Eigenthum.

Was nutzte mir der todtte Schmuck? Ich ergriff Papier und Feder, schrieb schnell einige Worte nieder, siegelte das Päckchen und eilte wieder nach der Gallerie. Doch wie es dem Künstler unbemerkt in die Hände spielte? Da gab es der Zufall, daß ein Knabe auf mich zutrat und mich im Bezeichnung des der Sirtinischen Madonna angewiesenen Klages bat. Ich zeigte dem Fremden das Bild von fern, legte das Päckchen in seine Hand und trug ihm auf, dasselbe dem Maler, der das Bild copirte, zu übergeben. Im stehenden Saale stehend, sah ich, daß er seinen Auftrag erfüllte, dann eilte ich fort aus der Gallerie, um der Möglichkeit zu entgehen, entdeckt zu werden. Mein Plan war gelungen. Gottes Segen ist ihm gefolgt, und Bernhard Walbau hat die auf ihn gesetzten großen Hoffnungen erfüllt. Jubelnd hat das reifer werdende Mädchen, dessen kindliche Hand sich erkühnt, die Fäden seines Schicksals zu lenken, diese Kunde begrüßt, nie aber hat es geglaubt, daß ein Zufall den geheimnißvollen Zusammenhang, der zwischen ihm und jenem großen Künstler besteht, er an das Licht des Tages bringen werde.

Anna schwieg und senkte die Augen. Da beugte Bernhard das Knie vor ihr und mit einer Erregung in seinen Zügen, als wenn eine ganze Seele aus ihnen hervorzubrechen wollte, rief er: „Ewig dank diesem Zufall! So habe ich endlich den Altar gefunden, auf dem ich den Dank niederlegen kann, der mein ganzes Sein erfüllt, ein Menschenherz, in dem sie lebt, die wahre, göttliche Liebe!“

Er ergriff Anna's Hand und neigte sich über sie. Sie ließ sie ihm stumm, indeß eine Thräne aus ihrem, wie verklärt leuchtenden Auge auf das Haupt des Jünglings fiel. Arthur und Helene blickten still auf die Gruppe der Beiden, und die Scherz Worte ihrer übermüthigen Lippen schienen verstummt.

„Spielt Ihr Pfänderspiele?“ tönte plötzlich eine Stimme, und verwundert stand Helene's Vater, der unbemerkt in den Saal getreten, vor den jungen Leuten.

Bernhard sprang auf. „Es galt die Lösung eines Räthfels, Papa!“ erwiderte Helene.

„Mein Spiel ist aus. Ich gehe zur Ruhe. Gute Nacht, Kinder!“ sagte der Alte.

Da umschlang Anna Helene. „Gute Nacht!“ sagte auch sie lächelnd, die Freundin mit sich ziehend, und: „Gute Nacht! Gute Nacht!“ tönte es von den Lippen der Anderen.

Ob es wol eine gute Nacht war, die sie hatten? Geschlafen haben sie Alle wenig, aber liebliche Träume haben sie umschwebt bis zum Grauen des Morgens.

Nach ruhte die Erde in erster Stille, und in graue Einsamkeit gehüllt lagen Felsen, Schluchten und Strom, und doch stand Bernhard schon wieder auf der höchsten Spitze der Vastei. Ernst sinnend schaute er hinaus in die todt daliegende Welt. Aber nicht lange dauerte es, als der Morgen des Dunkels Hülle zu durchbrechen begann. In lichthem Strahlenglanz trat aus goldenem Thore der junge Tag hervor. Und drünten begann auf den Spuren des Lichtes die erwachende Welt mit neuer Kraft sich zu regen — da erblickte Bernhard Anna, die nicht fern von ihm stand, und auch die trunkenen Blicke in die Ferne hinaus schweifen ließ.

„Ueberall Leben und Streben,“ sagte Bernhard, mit freudigem Gruße auf sie zueilend, und: „Ueberall Wärme und Sonnenschein!“ erwiderte das Mädchen.

Der Sonnenschein glänzte hinein in ihre Herzen. Vor dem hellen Lichte des Tages entwich die träumerische Stimmung der Nacht, und als Arthur und Helene zu den beiden Anderen traten und mit lautem Jubel der schönen Erde den Morgen grüßten, schien Freude das Lösungswort in der weiten Gotteschöpfung wie in der Brust der vier Menschen zu sein, die ein gütiges Geschick hier zusammengeführt.

In heiterster Stimmung trat man nach eingonnenem Frühstück den Weg nach Rathen an, das Dampf schiff zu besteigen, das die Reisenden nach Dresden zurückführen sollte. Arthur und Helene haschten und versteckten sich in übermüthiger Laune wie harmlose Kinder zwischen den mächtigen Steinkegeln und großen Spalten der hochemporragenden Vasteifelsen und achteten nicht auf den Ruf des Vaters, der sie Kinder und abermal's Kinder schalt. „Nun aber,“ sagte er, als sie bald darauf das Dampf schiff bestiegen, „sollt Ihr meine Gefangenen sein, und der junge Herr wird mir Gesellschaft leisten.“ Und er rückte seinen Sessel vor Arthur hin und hielt ihn wirklich während der ganzen Fahrt an seiner Seite fest. Ein Glück nur für den Armen war es, daß Helene ihm gegenüber saß. So konnte er wenigstens während der Erzählungen des alten Herrn

in ihr lachendes Auge schauen und auf ihre eifgestreuten Bemerkungen hören.

Und Anna und Bernhard? Sie saßen nebeneinander. Er sprach und sie hörte, und indem sie dabei in sein ernstes, edles Antlitz blickte, mühte sie sich, in demselben das in ihrer Erinnerung lebende Bild des vor acht Jahren gesehenen bleichen Jünglings wiederzufinden. Aber nur einzelne Züge erinnerten noch an diesen, und Niemand, so wenig wie Anna, würde jetzt ihn in dem kräftig aussehenden, härtigen, jungen Manne erkannt haben, der an ihrer Seite sitzend seine Seele und sein Leben vor ihr offenbarte. Er sprach ihr von seiner Mutter, die den früh

Herzen, zu ihr empor, der Schöpferin ihres Glückes, indeß Helene, auf Arthur's Arm gestützt, flüsterte: „Jetzt verstehe ich Anna's Wort: Die Liebe ist es, die als Gott sich kundet!“

[788]

Läden des siebzehnten Jahrhunderts.

„Boutique“, in unserer volksthümlichen Ausdrucksweise „Bude“ genannt, ist nach den heutigen Begriffen ein Lokal höchst untergeordneten Ranges. So schwindet Alles, selbst die Bezeichnung, unter den zersetzenden Einflüssen der Zeit und was im Zeitalter des prächtigen Ludwig XIV. für distinguirt galt, ist heutzutage den niederen Klassen der Bevölkerung zugewiesen. Eine „Boutique“ ist in unseren Tagen gleichbedeutend mit Kramladen oder Schenkude, die Eigenthümer solcher Lokale sind häufig dem Stifte der Caricaturezeichner verfallen und weder in Deutschland noch in Frankreich würde Jemand die Dame seines Herzens aufordern, sich bei dem „Budiker“ oder „Boutiquier“ ihre Luxus- oder Toilettenbedürfnisse auszuwählen. Und doch gab es Zeiten, wo die reizenden Gesichtszüge eleganter französischer Damen doppelt lieblich und strahlend vor Freude den glücklichen Geliebten anlächelten, wenn er, den Arm reichend, ihnen das Zauberwort zulüftete: „Une promenade à la Boutique, Dorine!“ oder „Fleurrette!“ oder „Juliette!“ — Ja damals war eine Boutique des Palais der Sammelplatz aller eleganten Persönlichkeiten; man schrieb 1678 und das Palais Royal, jener große Brennpunkt alles Luxus, aller Vergnügungsort, war noch nicht angefüllt mit den offenen Hallen, zwischen deren Arcaden Dinge zum Verkauf ausgelegt wurden, die man bisher nur für Gebilde der Phantastie gehalten hatte. Erst als der Herzog von Orleans in den verschiedenen Niederlagen und Gewölbchen von Paris soviel Geld gelassen hatte, daß er seine Gläubiger kaum zu befriedigen im Stande war, öffnete er miethsweise die Hallen des Palais Royal, seine erschöpften Kassen wieder zu füllen und die gefüllten der Franzosen zu leeren, was bis zum berühmten Jahre 1789 auch trefflich gelang. Vor der Eröffnung der „Bazars“ und „Depôts“, der „Confektions“ und „Magasins de Luxe“ des großen Palastes blieben die Boutiquen die einzigen Fundgruben für die elegante Welt. Wenn man im Jahre 1678 auf den Pont-Neuf kam, dann sah man, um die Mittagszeit etwa, ganze Schaaren prächtig gekleideter Herren und Damen, welche Diener, Mohren, Heiden, sogar Zwerge hinter sich her traben ließen, über die Place Dauphine schreiten. Säften und Karossen, auf deren Schlägen müßige Lakaien sich reckten, harrten, in langer Reihe aufgefahret, die dann auch gefolgt von Dienern oder Pagen, deren Arme große Pakete umspannten, langsam sich nahten, die erhandelten Schätze in die Wagen legten und erschöpft von dem anstrengenden Tagewerke nach Hause zu fahren — befahlen. Alle diese Gehenden und Kommenden führten die Boutiquen des Palais in die Gegend der Place Dauphine, denn sie waren für jede Saison mit den herrschenden Moden versehen. Eine Boutique im Jahre 1678 enthielt nicht nur Stoffe, Schmuck oder Fußgegenstände, man konnte daselbst auch wirklich notwendige Dinge finden. Neben den Brabanter oder Brüsseler Spitzen garnituren, deren Preise nur von fürstlichen Personen gezahlt werden konnten, lagen die Schuhe der bürgerlich soliden Hausfrau; wollene Jacken neben feinen Jupons und seine Castorbüte nachbarlich bei den groben Filztappen der Arbeiterinnen.

Dieses „Schutz- und Trutzbündniß“ des Mächtigen mit dem Angenehmen dauerte jedoch nicht lange. Schon in den folgenden Jahren lösten sich einzelne Boutiquiers von dem allgemeinen Brauche los. Sie eröffneten besondere Läden. Zwar sah man in diesen ebenfalls sogenannten „Utilités“, aber wie waren sie hergerichtet? Spitzen, Schuhe, Hauben, Gebänge, Gürtel — selbst die feinsten Perrücken, große Auswahl kleidsamer Stoffe — freilich leichterer Arbeit, denn die Seidenwirker bildeten eine geschlossene Schaar gegen die Boutiquiers, welche nicht seibene Stoffe verkaufen durften — das waren die Artikel der feinen Händler in der „Galerie du Palais“. Schon die Namen, welche auf den Etiquettes prangten, schreckten ein gewöhnlicheres Publikum zurück: Garnitures à la Montespan, Coiffures à la Bergère, Jupons de chasse, Manches Vanban u. s. w., das waren Benennungen, welche der einfachen Käuferin gewaltig imponirten und sie ging lieber in die Boutique nebenan, wo Aermel, Tücher, Kappen, Hauben und Bänder an den Fenstern hingen, wo man mit einem Worte wußte, was man für sein Geld bekam. Die Illustration zeigt eine feine Boutique des Palais. Sie ist assortirt mit Luxusgegenständen von ausgezeichneter Arbeit und von hohem Werthe. Auffallend ist der Mangel

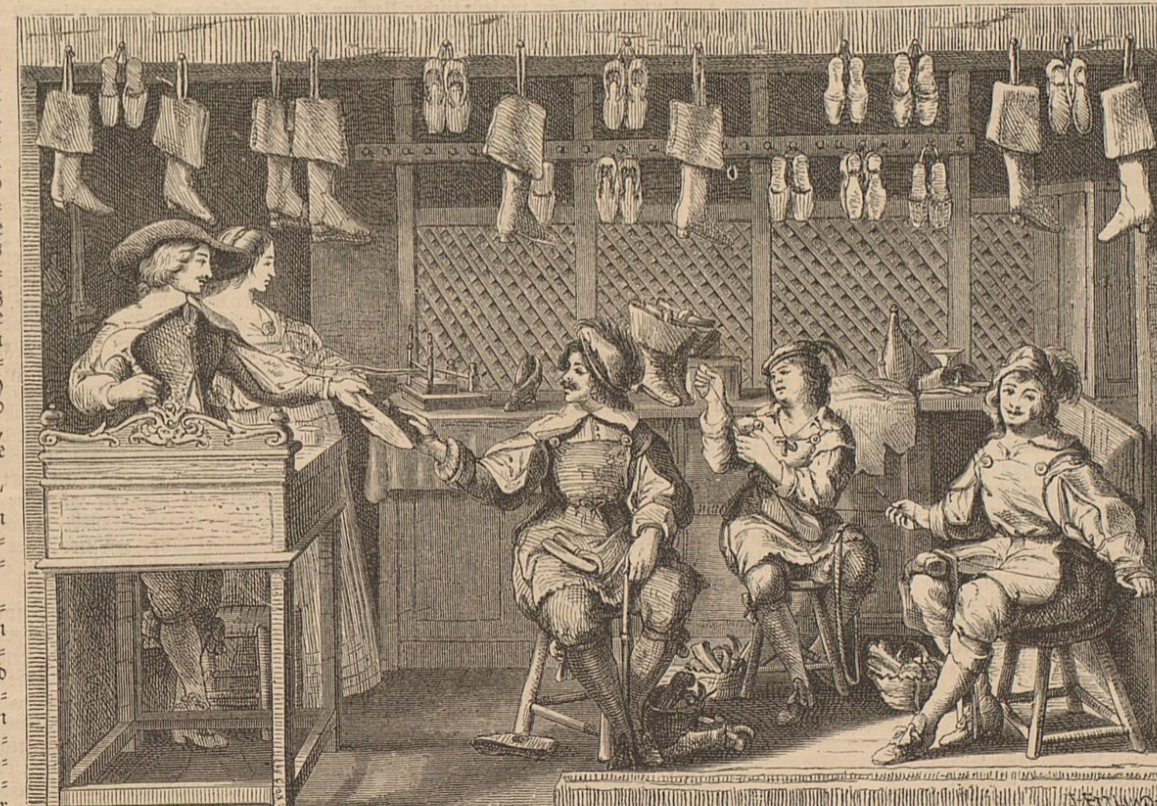


Eine Boutique des Palais.

waterlos gewordenen Knaben mit unsäglich Mühe und Liebe großgezogen, von seinem unglücklichen, blödsinnigen Bruder, der seine Sorge in jungen Jahren gewesen, und den der Tod in dem Augenblick, wo er für ihn auf die Dauer gesorgt, gerufen habe, von seiner Begeisterung für die Kunst, von den Aufgaben, die er sich gestellt, von allem Guten und Großen, was seine Seele füllte.

Dresden war erreicht, ehe man es geglaubt. In dem Gewirr des Absteigens zog Arthur den Freund mit den Worten bei Seite: „Denke Dir dies Spiel des Zufalls! Papa Schnurrbart ist der zum Besuch erwartete Berliner Freund meines Vaters, Oberst-Heinrich!“

„Helene also die Dir bestimmte Braut,“ sagte Bernhard lächelnd. „Armer Junge, wie nun dem Feinde entkommen?“



Eine Schuhmacher-Boutique.

„Die Flucht ist mißglückt! Sie hat zur Gefangenschaft geführt!“ Mit dieser Antwort eilte Arthur der vorangegangenen Gesellschaft nach.

Sollte auch die Lösung seines Schicksals gekommen sein?“ sprach Bernhard vor sich hin, und er folgte sinnend dem Freunde.

Wieder leuchtete die Sonne hell über Dresden und zeigte Stadt, Strom und Ufer in schönstem Glanze, und wieder zogen Schaaren von Menschen in die Thore des Kunsttempels.

Vor der Sirtinischen Madonna standen zwei Paare. Wer sie waren? Bedarf es noch der Erklärung? Stumm an einander geschmiegt, schauten Bernhard und Anna, ein Dankgebet im

die Boutiquiers, welche nicht seibene Stoffe verkaufen durften — das waren die Artikel der feinen Händler in der „Galerie du Palais“. Schon die Namen, welche auf den Etiquettes prangten, schreckten ein gewöhnlicheres Publikum zurück: Garnitures à la Montespan, Coiffures à la Bergère, Jupons de chasse, Manches Vanban u. s. w., das waren Benennungen, welche der einfachen Käuferin gewaltig imponirten und sie ging lieber in die Boutique nebenan, wo Aermel, Tücher, Kappen, Hauben und Bänder an den Fenstern hingen, wo man mit einem Worte wußte, was man für sein Geld bekam. Die Illustration zeigt eine feine Boutique des Palais. Sie ist assortirt mit Luxusgegenständen von ausgezeichneter Arbeit und von hohem Werthe. Auffallend ist der Mangel

jedes sinnreichen Arrangements der ausgestellten Gegenstände, sie liegen und stehen neben einander, ohne jegliche Spur eines Talentes des Geschäftsinhabers für Decorirung zu verrathen. Diese, namentlich die Läden von Paris auszeichnende Eigenthümlichkeit, welche die unbedeutendsten Dinge so reizend erscheinen läßt, fand sich erst bei Beginn des Kaiserreiches, als die Wegen der Revolution niedriger gingen und sich glätteten. Herr und Dame unserer Illustration gehören ihrer Tracht nach den höchsten Ständen an. Die Dame trägt einen Kopfschmuck, den Frau von Sevigné zum ersten Male auf dem Haupte der Herzogin von Bourbon im Jahre 1671 gewahrt und den sie „Kohlfopfa“ (tête de chou) Frisur“ nennt. Der Herr hat einen Rock à la Dauphin, ein Gehäk à la Turanne und eine Fußbekleidung à la Rhingrave. Die Schaufenster und Repositorien sind bedeckt mit Garnitures, Bandiers, Rabats, Cravats, Gants en étonnoir und Bändern aller Art, unter denen im Jahre 1678 sich besonders eine gewisse Art auszeichnete, welche Farbe und Charakter des Metalls Silber, Stahl oder Gold trefflich und täuschend wiedergab. Die Figuren dienen zugleich als Modestücker der Saison von 1678; ob die eleganten Persönlichkeiten Käufer vorstellen sollen, bleibe dahingestellt, denn die Boutiques dienen auch als Rendezvousplätze, als bequeme Orte zur Besprechung der Stadtneuigkeiten und „interessanten Geschichten“ aus allen Kreisen der Gesellschaft, deren es damals ganz gewiß nicht weniger gab als heute.

Einen Gegensatz zu den eleganten Boutiques der Galerie du Palais bildet die zweite Illustration: „Eine Schuhmacher-Boutique“. Die Trachten des Meisters, der Meisterin und der Gesellen weisen auf das Zeitalter Ludwig's XIII. hin. Unter diesem Monarchen war die ehrfame Kunst der Schuhmacher besonders hoch geachtet und für die eleganten Cavaliere sowol als auch für Männer aus dem Bürgerstande war der Stiefel eines der wichtigsten Bedürfnisse. Das ist er nun freilich heutzutage auch noch, aber zu jener Zeit trug man nicht nur den Fuß in bequemer und wohlgeformter Lederhülle, die Beine waren nach der herrschenden Mode ebenfalls zum Theil mit weichem und doch sehr dichtem Leder bedeckt. Ein Schuhmacher mußte wahre Kunstwerke an Dauerhaftigkeit, Sauberkeit und für einen gewissen Theil seiner Kunden an Eleganz liefern. Es war das Zeitalter der Stiefel. Schuheverfertigte man nur für die Stutzer und Damen; ein Mann, der sich auf den Degen verstand und in der Führung desselben kein Stümper war, trug den Stiefel mit breiter Stulpe, über welche die Dandies der Armee und die wahren Cavaliere eine Fülle prächtiger Spizen fallen ließen. Allein auch für die zarten Füßchen des schönen Geschlechts sorgten die gewandten Handwerker; jene zierlichen Hackenschuhe mit den breiten Lajchen, auf deren Mitte die ungeheure Lederrose prangte, erblüht man in der Boutique neben dem Reiterstiefel, der das muskulöse Bein des Kriegers bis zur Hüfte bedeckte. Die Kunst der Schuhmacher hatte viele Privilegien — aber auch Verpflichtungen. In Frankreich bestand eine der sonderbarsten Abgaben des Gewerkes darin, daß alle Jahre ein Paar Stiefel für den König geliefert werden mußten. Das Gewerk zahlte später statt der Naturallieferung eine gewisse Summe. In Deutschland erhielten sie genaue Verhaltungsregeln, als die Ueberreibungen und Auswüchse der Moden auch die Schuhe heimführten, wovon neben vielen anderen Versuchen, diesen Auswüchsen Halt zu gebieten, eine Schrift, betitelt: „Der verfluchte und verderbliche Schuhweusel“ Zeugniß gibt. Die französischen Schuhmacher scheinen ihren Handwerksbrüdern, den Schneidern, häufig in Bezug auf Unruhestiften und Erregung von Mißvergnügen den Rang abgelaufen zu haben, weshalb 1633 der Innung ein besonderer Syndicus, ein Richter und zwei Geschworene gesetzt wurden, „die Streitigkeiten zu regeln“, doch ward den Gewerksleuten gestattet, sich die Letzteren in der Lederhalle von Paris zu wählen. Sehr merkwürdig sind die Berufungen des Gewerkes auf den frommen Ursprung der Schuhmacherkunst, da als Patronen derselben die heiligen Crispin und Crispinianus gelten. An der Kirche des heiligen Pantaleon zu Troyes befindet sich ein Steinbild von François Gentil, welches jene beiden Märtyrer in dem Augenblicke darstellt, wo sie aus ihrer Schusterwerkstatt auf Befehl Diocletian's hinweggeschleppt werden, um den Martyrertod zu erleiden. Das Original unserer Illustration — auf welchem namentlich die Darstellung der verwichenen Gesellen höchst charakteristisch — ist ein Stich von Abraham Bosse. Eine ähnliche, nicht minder gelungene, findet sich im „Schauplage der Künste und Handwerke“ von dem deutschen Meister Tost Ammon in Holz geschnitten.

[1563]

George Hill.

Vor dem Löwenkäfig.

Es gibt Musik-Enthusiasten, welche den Freischütz oder Don Juan hundertmal gehört haben und ihn auch noch jetzt niemals versäumen. Das läßt sich erklären. Wie's aber jener Engländer — eine alte, auch von Eugène Sue benutzte Anekdote — angefangen haben mag, eine herumziehende Menagerie mit einem Löwenbändiger von Stadt zu Stadt zu verfolgen und Jahre lang jeden Tag der Vorstellung mit den Bestien beizuwohnen, ohne es endlich überdrüssig zu werden, ist schon ein größeres Räthsel. Es gehört zu den Geschmackssachen, über die sich bekanntlich nicht streiten läßt. Wer einmal Gefallen daran findet, sich „graulen“, seine Nerven durch starke Aufregungen in Spannung zu versetzen, der liebt die grausamsten Mordgeschichten, die halbschrecklichsten Seiltänzerkunststücke, die Helden in Löwen- und Tigerkäfigen, weil er immer hoffend fürchtet, endlich eine grausige Tragödie zu erleben und sich neugierig gespannt fühlt, wie's nun eigentlich zugehen werde. Daß der Seiltänzer endlich stürzen und den Hals brechen, der van Alen oder Batty endlich von den gezähmten Riesentaken zermalmt oder zerrissen werde, scheint ziemlich sicher. Es ist bloß eine Frage der Zeit, die inzwischen bis zum großen Schlusseffect durch mancherlei kleinere episodische Unglücksfälle ausgefüllt wird, wie das dichtgedrängte Publikum diesen Winter bei Metz in Berlin einmal ohne erhöhte Preise das Schauspiel genossen haben soll, die Hand eines Löwenbändigergelbesen durch eine Löwentake zerquetschert zu sehen. Daß die nie sicher gezähmten Riesentaken von den Bändigern selbst als gnädige Herren „auf Zeit“ betrachtet werden, ergab sich aus dem Tagebuche eines englischen van Alen, der vor einigen Jahren endlich von dem Tiger „Semiramis“ zermalmt und zerquetschert wurde. In seinem Tagebuche waren über viertausend „escapes“ (glückliche Fälle der Flucht) aus dem Käfig eingetragen. Die letzte Nummer füllte sein Nachfolger mit „porrit“ (umgekommen) aus.

Publikum und Darsteller solcher halbschreckenden Künste sind also darüber einig, daß diese äußerst lebensgefährlich sind. Ersteres drängt sich um so eifriger herbei und bezahlt desto höhere Preise, je unzweifelhafter und effectvoller die Todesgefahr künstlerisch und plastisch hervortritt. Deshalb machte van Alen viel

Geld und Ruhm, weil er, glaub' ich, der Erste war, der den Rachen des Löwen mit beiden Händen weit aufriß, seinen Kopf hineinsteckte und dazu ein Gebrüll ausstieß. Blondin, der französisch-amerikanisch-englische Held des hohen Seiles, der auch in Deutschlands Großstädten in höchster Höhe und für die höchsten Preise tanzte, würde nicht so ruhm- und geldreich geworden sein, wenn er nicht auf seinem 200 Fuß hohen, engen, schwanfenden Wege die Kunst zu üben gelernt hätte, den Schein zu erregen, als ob er schwankte und strauchelte und jeden Augenblick herabstürzen könnte. Alle Hazardspiele haben einen so dämonischen Reiz, weil man dabei entsetzlich viel weniger Geld gewinnen als verlieren kann. Und die Kunststücke, wobei das Leben auf's Spiel gesetzt wird, sind Spiele derselben Art, nur mit dem höchsten Einsatz; gleichsam jedesmal mit dem Rufe: „Va banque!“

Wie maßlos und massenhaft die Furcht vor einem solchen „reifenden Thiere“ ist, davon hat uns der humoristische Maler Reinhard ein drastisches Bild geliefert. Es hing vor längerer Zeit an vielen Schaufenstern eine Tragicomödie der Leipziger Messe, wo ein Löwe aus seinem Käfig entsprungen sein sollte. Das bloße Geräusch treibt die Menschenmassen über Hals und Kopf zu den genialsten Fluchtversuchen in Tonnen und Fässer hinein, an Leitern hinauf, an Wänden in die Höhe.

In London, wo mit Allem, auch mit wilden Thieren gehandelt wird, entsprang 1857 wirklich ein Tiger aus dem „Warenlager“ des Besitentkaufmanns, oder vielmehr auf dem Wege aus dem Schiffe in seine Niederlage. Der Eigentümer, Mr. Jamrach, verfolgte ihn; aber ein neunjähriger Knabe, der die wilde Riesentake aus Bengalen für einen großen Hund hielt, lief auf sie zu und streichelte sie, um mit ihr zu spielen. Die Bestie schnappte plötzlich nach dem Kinde, wie eine Katze nach der Maus, faßte es und galoppirte, es im Rachen tragend, mit ihm die Straße entlang, bis es dem muthigen und erfahrenen Händler gelang, ihr die noch lebendige Beute abzunehmen und sie selbst wieder in den Käfig zu bringen. Doch sind diese Raubthiere — in Thierbuden und zoologischen Gärten (wo sie leider auch bloß in gewöhnlichen Käfigen stecken) — zunächst hauptsächlich deshalb so graulich interessant, weil man sich mit Sicherheit der Unfähigkeit hingeben kann, der aufregenden Vorstellung, wie es wol sein möchte im Rachen oder unter den Tagen eines solchen unconstitutionellen Königs der Wüste. Das hat uns übrigens der berühmte Afrikareisende Livingstone aus eigenen Erlebnissen ziemlich deutlich geschildert. Er lag mehrmals längere Zeit unter den Sammettpoten solcher Löwenkäfige und zeigt bei der Schilderung keinen besonderen Respect vor ihnen. Ein anderer berühmter „Löwentöbter“, der Franzose Jules Gérard, gibt uns sehr interessante Details aus dem Haushalt des Löwen. Nach seiner Erzählung fangen die jungen Löwen schon in dem zarten Alter von 8—10 Monaten an andere Thiere, wie Ziegen und Schaafe, die sich in ihre Nachbarschaft verirrt haben, anzugreifen. Wenn sie ein Jahr alt geworden, sind sie fähig ein Pferd oder Kamel zu erwürgen und von dieser Zeit bis sie ausgewachsen sind (immer in ihrem achten Jahre) sind sie höchst gefährliche Raubthiere. Sie töbten nicht nur, um Nahrung zu gewinnen, sondern dem Anschein nach, um das Töbten zu lernen. Das Alter, welches Löwen erreichen können, erscheint zweifelhaft: man weiß von Löwen, welche in Menagerien 70 Jahre alt wurden, und glaubt, daß 50 Jahre die gewöhnliche Grenze sei, die aber vielleicht noch immer zu hoch gegriffen. Der Schaben, welchen die Löwen unter dem Vieh anrichten, ist sehr beträchtlich: man kann auf jeden einzelnen Löwen nicht weniger als 300 Pfd. Fleisch jährlich rechnen. Sie packen ihr Schlachtopfer entweder in der Flanke beim Hinterbein oder an der Kehle unter den Rinnbäcken. Jules Gérard sagt, daß im Klang ihres Gebrülles, wenn man es von weitem höre, eine gewisse Großartigkeit sei, und daß er es oft aus einer Entfernung von 9 (engl.) Meilen vernommen habe. Dr. Livingstone dagegen ist weniger erbaut davon; er sagt: „Von der majestätischen Stimme des Löwen zu sprechen, ist in der That nichts als ein majestätischer Unsinn.“ Er sagt, daß er das Gebrüll des Löwen niemals von dem Geschrei des Straußes habe unterscheiden können. Auch als Wüstenkönig will er den Löwen durchaus nicht gelten lassen, da er immer nur eine Katze sei und bleibe. Freilich mit der 8 Zoll breiten Sammettpote kann er zolltiefe Furchen in die Haut des ihm überlegenen Büffels reißen oder die oghengroßen Glends fassen und fesseln, wie mit riesigen Kneipzangen. Die schönhaarige Taze hat's in sich. Die weichen Muskelstücke unter dem Fuße sind ein geniales Meisterwerk der List und Kraft zugleich. Auf diesen sammetartigen Rißen schleicht er leise, geisthaft, sylphidenartig so nahe bis zu seiner harmlos grajenden Beute hin, bis er sich mit einem einzigen Sprunge über sie stürzt und die heimtückisch in Scheiden verborgenen krummen Türkenfäbel der Krallen in deren Fleisch hauen kann. Für diesen Zweck stecken in den Sammetrißen Muskelgewebe, welche die Kraft eisendrahtgeflochtener Schiffstakelage haben und so leicht gleiten wie die Seile in einem Flasenzuge. Wir müssen diese bei aller Verwickelung einfache und für das Raubgeschlecht genial-zweckmäßige Arbeit der Natur bewundern, wie es nämlich sich gleichsam wie von selbst macht, daß diese furchtbaren, scharfen, gekrümmten Sichel und Dolche von Krallen für gewöhnlich in sicheren Scheiden stecken, um dem Gange die leichte, sammetne, elastisch-gefüttete Weichheit zu sichern und die Spizen zu schonen für die eigentliche Arbeit, zu welcher sie dann blitzschnell, vermöge der Flasenzüge von Muskelapparaten, hervorschießen.

Der Erfinder jener hübschen Gummi-Federn, durch welche sich unsere Thüren von selbst schließen, glaubte vielleicht etwas Neues gemacht zu haben. Auch die Patentbehörde war dieser Ueberzeugung; aber in der Löwentake hätten sie diese von der Natur längst gemachte und dem ganzen Raubgeschlechte patentierte Erfindung viel besser und genialer ausgeführt sehen können.

[1553]

H. Betn.

Licht und Leben.

Die Naturforschung hat die Unzerstörbarkeit der Kräfte dargestellt. Jedes Ding in der Natur ist unverloren, es wird verwandelt, aber nicht vertilgt. Man kann ein Stück Papier verbrennen, aber es nicht vernichten. Sein Feuerod ist nur eine Metamorphose. Anstatt in seiner früheren Gestalt, existirt es nun fort, zum Theil als Gas in der Luft, zum Theil als Asche auf der Erde.

Stärke unterzieht sich ähnlichen Wandlungen. Nicht wir bringen unsere eigene Stärke hervor, sondern erhalten sie bereits fertig und verwandelt oder verlesen sie dann. Die Holzstohle z. B. gibt uns Wärme, das ist Kraft. Aber die Holzstohle erzeugt diese Kraft nicht, sondern bezieht sie von der Sonne. Das Kohlenfeuer, das zur Winterszeit im Kamine prasselst, spendet all seine Wärme und Helle auf Kosten der Sonnenwärme.

Um Menschen gefangen zu halten, bedarf es der Kerkermeister und Gefangenwärter, die ihre Zeit zu obigem Zweck ver-

wenden. Gibt man aber die Gefangenen frei, so wird man ihnen besagten Kräfte, welche für diese Dienste nicht mehr nöthig sind, zu andern Aemtern und Pflichten verwenden. So ist's auch im Leben der Fall, die Kräfte, welche für die Erhaltung der Thiere nöthig sind, werden für die Erhaltung der Pflanzen verwendet. Die Kräfte, welche die Thiere für die Erhaltung der Pflanzen verwenden, werden für die Erhaltung der Thiere verwendet. Die Kräfte, welche die Pflanzen für die Erhaltung der Thiere verwenden, werden für die Erhaltung der Pflanzen verwendet.

Kohle ist eine Portion Pflanzenstoff, welche vor sehr langer Zeit in der Erde begraben wurde. Es ist Sonnenlicht und Wärme für Jahrbuderte in einer Spargbank angelegt; Sonnenkraft und Thätigkeit, in die Finsternisse der Erde eingeschlossen. Nächst dem wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sie bereiten, machen wir sie uns dienstbar. Ein Stück Kohle oder Holz in Brand setzen, ist ganz dasselbe, wie wenn wir eine kleine Quantität Sonnenhitze in die Hand nähmen, um sie für unsere Zwecke zu verwenden.

Das Thier, indem es seine Kraft ausübt, erzeugt die Wärme, die Kraft ebenso wenig, als die Kohle die Kraft einer Maschine erzeugt. Sie stammt von der Sonne. Denn das Thier nährt sich um sich zu erhalten. Die Nahrungsmittel aber sind aus Kohlenstoff, Sauer-, Wasser- und Stickstoff zusammengesetzt.

Bevor sie verzehrt wurden, außerhalb des Thieres, waren diese Elemente mit einander verbunden. Im Thiere werden sie getrennt, zerlegt; die Kraft, welche sie zusammenhielt, verläßt ihn, erlaubt ihnen, sich zu trennen und wird dergestalt für andere Verrichtungen frei. Sie bewirkt das Wachsthum des Menschen stattet ihn mit Lebens- und Muskelkräften aus, kurz, bewirkt alle Lebenserscheinungen.

Wer aber brachte die Nahrung hervor? Die Sonne, welchem selbst hinwieder der erhabene Schöpfer aller Dinge schuf.

Bei Betrachtung unseres ganzen Daseins werden wir mit demselben Logik unsere geringfügigste, unwillkürlichste Bewegung und Geberde auf die Sonne zurückführen können. Ein Stoß mit der Faust, ein Seufzer oder Lächeln lassen sich sehr gut einem Sonnenstrahl gleich erachten. Denn ob wir tänzeln oder arbeiten immer bedingt es eine gewisse Anstrengung, einen gewissen Aufwand von Kraft, und diese Kraft in uns wird durch die Sonne erzeugt und durch eine Reihe von Wandlungen hervorgebracht. Unsere Kleidung, wir danken sie der Sonne. Sie hat jeden Fasern unseres Linnen gewebt, sie verschaffte uns diese Tuch- und Wollestoffe und sie wiederum war es, welche die Stoffe in jenen leuchtenden Scharlach, in dies prächtige Blau färbte. Das tauaufsendfache nützliche Leder, das Pelzwerk und der Federschmuck, in dem wir prunken, danken wir derselben großen Geberin. Sie macht uns unser Lager, ob wir nun auf kostbaren Eiderbuden alle ruhen oder uns auf Spreu, Seegras oder ein nacktes Brett ausstrecken. Was spenden uns denn jene Gegenben, wo die Sonne so gut wie nicht ist, was gelangt aus der Nachbarschaft der beiden Pole zu uns? Nichts kommt von dorthen, nichts kommt dort hin. Wo die Sonne nicht ist, thürmen sich unüberwindliche eisige Schranken dem Fortschritte entgegen.

Der Hochheimer, Burgunder und Bordeaux in unserm Keller ist nichts anderes als auf Flaschen gezogener Sonnenschein von den Ufern des Rheins, von den Abhängen der Côte d'or und der tiefigen Ebene von Mevoc. Der Sonnenschein über den Weiden Hollands trüffelt in dem Käse bei unserm Dessert, dem Zucker ist krySTALLISIRTER Sonnenschein Jamaica's. Wir schlürfen die Sonne von China und Peru in unserm Thee und Kaffee. Die Sonne vergiftet Jemen in dem Strychnin und heilt diesen Bra in den Abkochungen ionischer Kräuter. Wir schmecken die Sonne in unsern Saucen, essen sie in jedem Gerichte und trinken sie in unserm einfachsten Getränke, im Wasser. Ohne die Sonne freilich das Blut nicht in den Adern, ohne sie ist keine Kraft, kein Leben. Wie immer die physikalischen Kräfte heißen mögen, Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus u. s. w. — alle höchst wahrscheinlich verschiedene Formen einer Urkraft — alle stammen unmittelbar von der Sonne.

[1560]

H.

Der lebendige Todte und der todte Lebendige.

Herr von Saint-André, der unter der Regierung Ludwig's XVI. als Generalleutnant in Straßburg gestorben ist, reiste eines Tages in seiner Jugend von dieser Stadt nach Paris und befand sich im großen Schnellpostwagen ganz allein im Coupe. In Nancy steigt ein Reisender von ziemlich gleichem Alter mit ihm in das Coupe, den der Conducteur sehr artig behandelt und „Mr. de Champdolent“ nennt. Der neue Reisegefährte war äußerst heiter, die beiden jungen Leute fanden Geschmack an einander, und es währte nicht lange, so hatte einer den andern mit seinen Reizeweden und Verhältnissen bekannt gemacht. Champdolent erzählte, er gehe nach Paris, um eine reiche Erbin, Mlle. Blanche de Fleury, die einzige Tochter des besten Freundes seines Vaters, zu heirathen. „Ich brenne vor Ungeduld, ihre Bekanntschaft zu machen,“ sagte er, „denn wir haben uns niemals gesehen; aber zu morgen Vormittag um 11 Uhr erwarten mich meine künftigen Schwiegerältern; ich werde bei ihnen wohnen, hier sind die Briefe von meinem Vater, meiner Mutter und meinen Geschwistern an meine Braut und ihre Aeltern!“

Unter den heitersten Gesprächen verging den jungen Leuten die Nacht, und als sie Morgens gegen 8 Uhr in Paris anlangten, schlug Saint-André seinem neuen Freunde vor, nicht erst für die kurze Zeit bis 11 Uhr ein besonderes Quartier zu nehmen, sondern mit ihm in das Hôtel d'Angleterre zu kommen, sich in seinem Zimmer umzukleiden und später seine Sachen durch die Leute seiner künftigen Schwiegerältern abholen zu lassen. Champdolent nahm den Vorschlag an.

Saint-André bestellte ein gutes Frühstück, welches beiden herrlich mundete. Aber siehe da, als Champdolent nach demselben seinen Koffer öffnet, um seine Kleider herauszunehmen, fühlt er eine Anwandlung von Schwindel, dem bald Uebelfeit und zuletzt wirkliches Unwohlsein folgt. Saint-André hofft, dieser Zustand werde vorübergehen, aber er steigert sich im Gegentheil und zwar in einem solchen Grade, daß nach einem Arzt gesendet werden muß. Doch die Aerzte fahren in Paris früh aus und sind schwer zu erreichen, wenn sie nicht am Tage zuvor bestellt sind; der sehnlichst Erwartete erschien daher nicht. Da der Patient inzwischen ein heftiges Erbrechen bekam und anfing das Bewußtsein zu verlieren, ließ Saint-André den Wirth des Hôtels kommen, um ihn mit dem Namen und den Verhältnissen des Patienten bekannt zu machen; aber noch während er mit dem Wirth sprach, gab jener in Folge eines wiederkehrenden Anfalles den Geist auf.

Der Wirth hatte von dem Augenblicke an nur noch sein eigenes Interesse im Auge, demgemäß der ganze Vorfall möglichst

Die Mode.

Die Berichterstatlerin, deren Amt es ist, der Mode Tag für Tag und auf allen Wegen zu folgen, kann jetzt mit Diphelia in Schafespeare's „Hamlet“ sagen: „Woran erkenn' ich mein Lieb? In dem Wuschelhut und Stab...“

Eine andere Toilettenfrage: ob die Robe geschürzt oder mit Schleppe zu tragen sei? wird jetzt so oft an uns gerichtet, daß wir uns veranlaßt fühlen, das schon in unserem letzten Bericht Gesagte zu wiederholen: Für Haus und Salon (also auch zur Besuchs-toilette) wird die Schleppe entfallen, zum Promenaden- und Keiseanzug dagegen die Robe geschürzt, und zwar über einem gleichförmigen oder auch weichen Jupoon, welcher letztere entweder mit gefalteten (die kalten Fests nach einer Mischung gelegt) Krüsen oder mit farbigen, dem Stoff der Robe oder deren Garnitur gleichen Schlagsstreifen, Bändern u. g.

Im Anschluß an das Obige wollen wir noch einige sogenannte Anstands-gesetze der Mode mittheilen. Für Besuchs-toilette (Salon) wähle man den Anzug von einfarbigem Stoff auch (sahire oder schirte Stoffe sind gestattet. Die so beliebten gestreiften Stoffe jedoch sind für den Haus-, Promenaden- und Keise-Anzug passender. Die entchiedenfeinblumige Robe (robe fourree) mit hoher Taille oder edigen Ausschnitte wird vorzugsweise von älteren und jüngeren Frauen getragen, junge Mädchen ziehen meistens zu den feinstämmigen Moden die losen blusenähnlichen Taillen mit Gürtel und die kurzen amellofen Jackchen vor.

Besonders beliebt als Garnitur der Roben scheint ein breiter Bolant zu werden, der entweder ringsum in gleicher Breite, oder vorn sehr breit, nach hinten zu schmaler und oben in große Jacken oder Bogen ausgetrennt ist, unten aber in gerader Linie den Abschluß der Robe bildet.

Die Taillen der Roben bleiben kurz und dürfen durchaus nicht ein Corset vertragen, also nicht eben allzu eng anschließen.

Neuerdings versucht die Mode das Vesplo der Griechen unserm Costüm anzupassen; wir haben als Beispiel dieser Art an eleganter Gesellschafts-toilette eine Taille erregenden Niedergürtel mit Schoos, welcher letztere vorn und hinten kurz und je in eine breite Doppelfalte gelegt, an beiden Seiten aber geschlitzt war und dasselbe in zwei lange qualtegeschmückte Spitzen ausging; auch legt man dergleichen Schöße mit schmalen runden Gürtel über die Taille fourreau an; unsere nächste technische Nummer wird von einem solchen Anzug Abbildung und Schnitt bringen.

Eine reizende Novität sind Sonnenströme von roher Seide mit farbigem Seidenfutter; ferner ist es ebenfalls neu und von hübscher Wirkung, die Schirme mit Guitlanden von künstlichen Frühlingsblumen, z. B. Weiden, Maiglöckchen und dergleichen zu garniren, die auf Kältpuffen oder Spitzen ruben. Die allbeliebte Guitüre Glanz wird neuerdings auch von ungleichem Garn gemischt und erscheint unter dem Namen Guipure fänsche im Handel; sie gibt in diesem matten glücklichen Tone namentlich auf weißen Stoffen eine reizende Garnitur und wird vielfach zur Ausschmückung von Reise- und Badeanzügen, besonders gern auf weißem Bique verwendet.

Veronika v. G.

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Eine ostpreussische Schüssel. Zwei Schock frischer Kaulbarsche werden mit anderthalb Quart Wasser und der nöthigen Salzmenge so lange gekocht, bis das Fleisch sich von den Gräten löst, worauf die Brühe durch ein feines Haarsieb getrieben wird, so daß alle Gräten u. s. w. zurückbleiben. Die Brühe wird dann aufs Neue ans Feuer gesetzt, nach Belieben Blumenkohl, Spargel, einige Zuckerwurzeln (Schwarzwurzeln), eine ganze Zwiebel und ein wenig Muscatblüthe, sowie einige ganze Gewürzkrüner hinzugesetzt und das Gemüße bis zum Garwerden in der Suppe gekocht. Inzwischen kocht man ein halbes Schock große Krebse ab und gibt die von den Schalen befreiten Krebszwänge, sowie eine Anzahl Krebsnasen, mit der bekannten Farce aus Semmeln, Eiern u. s. w. gefüllt, in die Suppe. Außerdem macht man kleine Klöße aus Rindfleisch, zwei Loth Butter, zwei kleinen zerriebenen Semmeln, zwei Eiern, Pfeffer, Hering und Salz nach Geschmack. Schließlich wird, wenn die Klöße und Krebsnasen in der Suppe gekocht sind, die aus den übrigen Krebsheilen, Scheeren u. s. w. mit einem viertel Pfund sehr guter, frischer Butter auf bekannte Weise bereitete Krebsbutter der Suppe zugefügt.

Englischer Fleischpudding. Je ein Pfund mageres Kalbs-, Rind-, Schweine- und Hammelfleisch werden von den Sehnen befreit und in handtellezgroße Scheiben geschnitten. Andererseits wird eine halbe Meße guter Kartoffeln geschält, in Scheiben geschnitten, mit heissem Wasser gebrüht und nach kurzem Stehen das Wasser abgeseigt. Nun schichtet man in dem bekannten hermetisch zu verschließenden Puddingtopf, auf dessen Grund man ein halbes Pfund frischer Butter, sowie geschnittene Zwiebeln, Pfeffer, Gewürze und Salz bringt, die Fleischschnitten in Lagen übereinander, legt auf jede Fleischschnitte ein Stückchen Speck, breitet auf jede Fleischlage eine Schicht Kartoffeln, Zwiebeln und Gewürz aus und gießt schließlich ein viertel Quart Wasser auf das Ganze. Der Topf wird dann verschlossen und etwa 3 Stunden lang im Wasserbade gekocht. Dann wird der Pudding auf eine Schüssel aus der Form gestülpt und geeignet garnirt aufgetragen.

Sandorte. Eine vorzügliche Sandorte erhält man nach nachstehendem Rezept. Man rührt die geklärte Butter schaumig, schlägt ein ganzes Ei dazu und rührt dies sowie einen Böffel Zucker und ebensoviele Kraftmehl fünf Minuten lang mit der Butter. Dann fügt man von neuem ein ganzes Ei, einen Böffel Zucker und einen Böffel Kartoffelmehl hinzu, wiederholt dies nach fünf Minuten langem Rühren, bis man acht ganze Eier und zwei Drittel des Zuckers und Kraftmehls verwendet hat. Von den noch übrigen vier Eiern nimmt man nur das Gelbe, welches man mit dem übrigen Zucker und Kraftmehl wie oben unter die Masse rührt, so daß man also im Ganzen eine Stunde dazu gebraucht hat. Nachdem man noch die abgeriebene Schale einer Citrone und eine Messerspitze Hirschhornsalz dazu gethan, füllt man die Masse in eine Tortenform und läßt sie, ohne sie zu berühren, bei mittlerer Djenhitze baden.

Den widerlichen Geruch, den Messer und Gabeln annehmen bei Benutzung zur Zertheilung von Hering, geräucherem Lachs u. s. w., der selbst durch Abwaschen und Scheuern mit Sand nicht sofort zu entfernen ist, soll man, nach Prof. Runge, auf der Stelle beseitigen können, wenn man Lange mit Asche zu einem Brei anmacht und vermittelst eines Lappchens, das an einem Hölzchen befestigt ist, Messer und Gabeln damit abreibt. Ueberhaupt soll nach demselben Gelehrten die Stärke des in Rede stehenden Geruchs und Geschmacks einen Maßstab abgeben können zur Beurtheilung des Alters eines neuen Hering, so daß ein wirklich neuer Hering den Messern und Gabeln entweder gar keinen Geruch oder Geschmack ertheilt, oder nur derart, daß er durch einfaches Abwischen entfernt werden kann.

Wir machen hierbei unsere Leserinnen auf die „Hauswirthschaftlichen Briefe“ des Herrn Prof. Runge aufmerksam, die in mehreren Zeitschriften bereits besprochen und geeignet sind, die Hausfrauen mit den chemischen Prozeßen, die in der Hauswirthschaft sich geltend machen, in unterhaltender Weise bekannt zu machen.

scheute er sich wohl, den Namen der still Geliebten so frei, wenn auch in Versen, in die Welt hinauszurufen — und er wählte sinnig Abelaide, in ihm den ersten und letzten Buchstaben ihres Namens andeutend.

Die Reife ging zu Ende, die Fürstin mit ihrem Gefolge kehrten nach Dessau zurück — und für eine stille Liebeseligkeit dämmerte der Frühlingsabend herein . . .

Fräulein Annette von Glossey entstammte einem mit dem fürstlichen Hause verwandten Geschlecht. Des Dichters Freundin vermochte sie zu sein; jedoch nicht, ihm mehr zu werden.

Er entsagte seiner Liebe zwar mit schmerzlichem Herzen, aber als Mann und verkündete der stolzen Abelaide diesen Entschluß in einigen poetischen Zeilen:

„Anere Pfade sind fern und weit geschieden,
Blüthen weh'n auf den einen, dürre Blätter
Auf den andern herab; doch beid', o Wonnte
Leiten zum Grabe.“

Wenn das meine sich längst, nur von Aurorens
Tränen einsam behaut, bedeckt mit Salmen,
Werden Myrthen, o Freundin, die der Locken
Fülle noch kränzen! . . .

Doch Matthiffon täuschte sich über Annetten's Geschick. Die Blüthen und die Myrthen blieben denselben fern — denn nun es zwischen ihr und ihm entschieden war, da sie den Geliebten verloren hatte, und er seine Schritte von ihr abgewandt, empfand sie erst klar und übermächtig, daß sie ihn geliebt habe; mußte auch sie sich beugen unter der geheimnißvollen Macht, welche die Herzen beherrscht und die ihrer nicht spotten läßt. . . träumte und weinte auch sie heimlich, ohne das jemals der Welt zu gestehen und benetzte mit ihren heißen Thränen die vergilbenden Manuscripte, welche des verlorenen Geliebten Herzensschläge für Abelaide ihr enthielten und im ewigen Erinnern hielten.

Von Blüthen und Myrthen wußte Annetten's Leben nichts zu erzählen, so viel gefiebert und sehnsüchtig umschwärmte das schöne und geistreiche Fräulein auch wurde — sondern mit all ihrem Geiste und ihrer Schönheit schlüchete sie sich aus den Freuden und Festen des Hofes, aus dem Leben und Treiben der Welt in die stille Einsamkeit des Fräuleinstifts zu Mosigkau.

Hier lebte sie still und ergehen ihren Erinnerungen. Der heiße Schmerz der Seele, die hürrnisch das verlorene Glück zurückforderte, kühlte sich allmählig und machte einer wehmüthigen Resignation Platz. . . Sie trug die Erinnerung an ihren kurzen, einzigen Frühlingstag wie einen schönen Traum mit sich und die Wünsche, welche hoch und warm die Brust bewegten, lernten allmählig schweigen.

Nur einmal wurde dieser Frieden noch gestört. Matthiffon hatte bei dem Herzoge von Württemberg zu Stuttgart ehrende Aufnahme, Würden, eine Verpflegung als geheimer Legationsrath und Oberbibliothekar gefunden — Alles das, was ihm ehebem gefehlt, um in den Besitz der einst so Geliebten zu kommen. Doch auch Matthiffon sehnte sich bald nach Einsamkeit, nach einem Ruheplatz für seine stillen Dichterstunden, deren er im Geräusch des Hofes so wenig zu finden vermochte. War es nun doch die Erinnerung an Abelaide, welche ihn in ihre Nähe zurückführte? Trieb ihn doch ein heimlicher Wunsch des Herzens, das auch wol überwunden hatte, aber nicht vergessen konnte, und bestimmte ihn, in Würtzig, der lieblichen, alle Schönheit von Kunst und Natur in sich vereinigenden Schöpfung des Fürsten Franz von Dessau, welches sogar Alexander von Humboldt ein Paradies nannte, sich sein Dichterasyl zu gründen? Hier sah er Abelaiden wieder.

Er suchte sie im Schlosse zu Mosigkau auf. Freundschaftlich und mit mildem Lächeln reichte er der Freundin die Hand, die den stattlich schönen Mann mit ihren großen, dunkeln Augen anblickte. Ach, um das Wiedersehen zweier Seelen, die sich einst geliebt haben! Abelaide scheint heftig davon ergriffen worden zu sein.

„Stören Sie den Frieden einer Seele nicht wieder, welche der Welt entragt hat und die ihr Asyl nur mit dem Tode wieder verlassen wird.“

So hat sie den Freund beim Abschied und er gehorchte. In dem lieblichen Würtzig gründete er seine neue Heimat und verheirathete sich mit einer Tochter des Schöpfers und Pflegers der dortigen Parkanlagen so glücklich, wie er es nicht mehr zu werden gehofft hatte. Leider starb sein braves Weib schon im Jahre 1824 — Matthiffon lebte noch sieben Jahre lang ihren Verlust betrauernd und folgte dann der Frühgeschiedenen, nur wenige Stunden entfernt von Abelaide — doch ohne sie wieder gesehen zu haben. . .

Fräulein Annette von Glossey empfing die Todesnachricht in ihrem Stifte zu Mosigkau und weihste dem geschiedenen Freunde Thränen der Wehmüth und Trauer.

Matthiffon wurde bald vergessen. Nicht einmal ein Grabmal bezeichnend auf dem Würtziger Kirchhofe die Stelle, wo der Dichter schlummert — auch sie ist vergessen worden. Nur seine Abelaide bewahrte sein Gedächtniß wie im Herzen auch äußerlich in einem in Del gemalten Portrait auf, welches er ihr einst mit den Zeilen übersendet hatte:

„Dich, Vertraute der höhern Welt, beschwör' ich,
Bei'm unferlichen Einflang unsrer Seelen,
Laß im reinsten der Herzen meines Freundes
Bild nicht erleichen.“

Abelaide lebte im Stifte zu Mosigkau weiter, einsam und nur im geringen Verkehr mit der Außenwelt — nur ihren Erinnerungen. Die Liebe eines Dichters — ein kurzer Frühlings- traum war hinreichend gewesen, ein ganzes langes Leben innerlich auszufüllen. Sie war alt geworden und körperlich leidend, aber nur ihr Körper, ihr Geist war nicht gebrochen. Er arbeitete rüstig fort und bewahrte sein Interesse für Literatur und Kunst, deren erhabene Werte sie gern um sich vereinigte. Ihre Seele war unter dem Fluge der Zeit jung und frisch geblieben und auch in ihrem Neubern schien sie weder das Schwinden der Jahrzehnte noch den Verfall des Alters zu gewahren, sondern hielt an den gewohnten Sitten wie an den Modetrachten ihrer Jugend mit starrer Zähigkeit fest.

Annette von Glossey war beinahe Sechziglerin geworden, als sie einstimmig zur Aebtissin von Mosigkau gewählt wurde.

„Ich hatte mit der Welt abgeschlossen, nun aber tritt mir unerwartet dieser Beruf entgegen. Ich sehe es als einen Ruf von oben an,“ sagte sie und leitete sowohl mit kräftigem Geiste, als praktischem Verstand, der vieles Heilsame schuf, die Stiftung noch zwanzig Jahre lang.

Matthiffon's Abelaide ist erst vor wenigen Jahren achtzig-jährig gestorben und in Mosigkau, wo sie ein halbes Jahrhundert gewirkt hatte, zur Ruhe bestattet worden.

Eine schwarze Marmortafel verschließt ihre Gruft; sie trägt die Inschrift:

„Hier ruht in Gott Annette von Glossey, Aebtissin zu Mosigkau; geb. den 3. October 1778, gest. 4. Mai 1858.“

„Dieser Zeit Leiden sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden.“

Julius Mühlfeld.

erschwiegen und der Todte so eilig wie möglich beerdigt werden mußte. Er übernahm es daher, mit Zustimmung des Arztes, die inzwischenden angelangt war und den Todtenschein ausgestellt hatte, den Verbliebenen in der Stille der nächsten Nacht begraben zu lassen.

Saint-André blieb nichts übrig, als die Fleury'sche Familie von dem traurigen Vorfall in Kenntniß zu setzen. Er nahm daher dem Verstorbenen die Briefe ab, welche er ihm gezeigt hatte, bestieg einen Wagen und befand sich um 11 Uhr an der Thür des Hôtels der Schwiegerältern Champdolent's.

Die Diener des Hauses standen in großer Livrée vor der Thür, und als der Wagen anhielt, waren einige demjenigen, welcher sie für den erwarteten Schwiegersohn hielten, beim Aussteigen behilflich, während andere davon eilten, um der Herrschaft seine glückliche Ankunft zu verkünden.

Saint-André fand die Flur und Treppen des Hauses mit Blumen besetzt und die ganze Familie zu seinem Empfange versammelt. Die Aeltern umarmten ihn, die Verwandten überhäufte ihn mit Artigkeiten, die Braut — ein in der That so schönes Mädchen, daß er auf der Stelle sein Herz an sie verlor — reichte ihm erlösend die Hand. Da war an ein Verfünden über Trauerbotschaft, die den Damen doch überhaupt allmählig mit großer Vorsicht eröffnet werden mußte, gar nicht zu denken. Er gab daher zunächst die Briefe ab und hoffte auf einen günstigen Augenblick, der es ihm gestatten möchte, dem Schwiegervater die traurige Mittheilung unter vier Augen zu machen.

Aber dieser Augenblick kam nicht. Von Minute zu Minute wuchs seine Unruhe, die besonders dadurch gesteigert wurde, daß sich die schöne Braut mit herzerwinnender Freundlichkeit ihm näherte. Geraume Zeit erlag er dem Zauber, den Blanche's sonnige Blicke auf ihn übten; endlich aber nahm er seine Kräfte zusammen, stand auf und ergriff seinen Hut; er wollte sich entfernen und die Familie schrie sich von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen.

Doch auch dieser Plan mißlang. „Wohin wollen Sie?“ fragte der Schwiegervater lebhaft. „Ich habe . . . eine sehr notwendige Visite zu machen . . .“ „Nun?“ „Bei meinem Banquier.“ „Dah — bien attrapé!“ rief der lebhaft Alte mit großem Gefächler, indem er ihn beim Arme nahm und an einen Schrank führte. „Fortan bin ich Ihr Banquier,“ fuhr er fort. Dabei zog er ein mit Goldstücken bis an den Rand gefülltes Schußfach aus und schloß mit den Worten: „Nehmen Sie davon so viel Sie wollen, aber fort von hier kommen Sie so bald nicht!“

Da gerieth Saint-André in solche Verzweiflung, daß er in alle Eile die Wohnung verlor, und seiner nicht mehr mächtig brach er in die Worte aus:

„Nun so erfahren Sie denn, daß ich heut früh um 8 Uhr im Hôtel d'Angleterre angekommen, um 9 Uhr erkrankt, um 10 Uhr gestorben bin und heut Abend begraben werde!“

Damit stürzte er zum Hause hinaus. Verwundert blickten sich die Versammelten unter einander an, wie versteinert stand die Braut; man wußte sich die sonderbaren Worte des Bräutigams nicht anders zu erklären als durch einen plötzlichen Anfall von Geisteszerrüttung.

Da er das Hôtel d'Angleterre genannt hatte, so schickte man einen Diener mit dem Befehle ab, bei dem Wirthe desselben Erkundigung über die Sache einzuziehen und schnell zurück zu kommen. Der Diener ließ nicht lange auf sich warten; er brachte die bestimmte Nachricht, daß Herr v. Champdolent in der That heut früh um 10 Uhr in dem besagten Hôtel verstorben sei.

Die Betrübniß der Familie Fleury läßt sich nicht beschreiben, ebensowenig wie die meinige, und zwar darüber, daß Bezenval, dem wir diese Geschichte verdanken, sie nicht weiter fortgeführt hat.

Abelaide.

Einst, o Wunder! entläßt auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurbälchen:
Abelaide! Matthiffon.

Es war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die liebenswürdige und geistreiche Fürstin Luise von Dessau den Lehrer am Bajedow'schen Philantropin, Friedrich Matthiffon, der Theologie studirt hatte, aber auch ein geistvoller und feinsühlender Dichter war, dessen poetische Gaben die Fürstin hochschätzte, aufzofordern ließ, seine Stellung als Lehrer aufzugeben und eine solche als Vorleser und Reisebegleiter in ihren Diensten zu übernehmen. Fürstin Luise reiste gern und viel, und die Lust am Reisen war es vornehmlich auch, welche Matthiffon bestimmte, ihrem Wunsche zu entsprechen.

Bald darauf trat die Fürstin eine Reise nach Süddeutschland und der Schweiz an. Außer Matthiffon befand sich in ihrem Gefolge auch ein noch sehr junges adeliges Fräulein als Hofdame.

Fräulein Annette von Glossey war trotz ihrer siebzehn Sommer ein sehr eindrucksfähiges Mädchen, lebhaft, geistreich und von bezaubernder Schönheit. Das empfand auch Friedrich Matthiffon, der, freilich um das Doppelte so alt als sie, doch eben in das reife Mannesalter eingetreten war, und da bei den eigenthümlichen Verhältnissen einer Reise fast alle Ausgleichungen schneller und leichter geschehen, als im gewohnten Dabein und besonders bei Hofe, so fanden auch Matthiffon und Annette von Glossey leicht Gelegenheit, einander näher kennen zu lernen: aus dem geistigen Austausch der Ideen und Empfindungen erblühte bald eine Liebe, die, wenigstens auf Seiten Matthiffon's, so schwärmerisch glühend war, wie sie nur jemals eine Dichterbust beseligt hat.

Die Liebe übte auf Matthiffon's ganzes Leben und seine dichterische Entfaltung einen bestimmenden Einfluß aus — sie erhob und begeisterte ihn zu dem schönen und erhabenen Empfinden, welches aus seinen Dichtungen der damaligen Periode spricht, die alle der Geliebten gewidmet und ihr bekannt waren, ehe sie den Weg in die Welt antraten und deren Hoheslied die berühmte „Abelaide“ geworden ist, die, außer mehreren anderen Tonkünstlern, auch den großen Beethoven zu einer Tonerschöpfung anregte, deren Erhabenheit alle Diejenigen, welche mit dem Urbild der „Abelaide“ im lebendigen Zusammenhang standen, dem Geschick des Vergessenwerdens entziff.

Matthiffon gesteht selbst über die Abelaide: „Mehrere Ton-dichter besetzten diese kleine lyrische Phantasie durch Musik, Keiner aber stellte den Text gegen die Harmonie in tiefen Schatten, als der geniale Beethoven in Wien.“

Den Namen Annette hatte Matthiffon für den zarten Seufzer liebender Sehnsucht nicht poetisch genug gefunden, auch

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Keilrobe von Mohair écar. Die Garnitur am unteren Rande des Rockes besteht in schwarzem Sammetbände, welches in Zaden aufgesetzt ist und die gerade aufsteigenden Batten aus Guipüre verdeckt. Die Taille ist entsprechend garnirt, vorn mit Krystallknöpfen geschlossen. Gürtel von weißer Guipüre auf einer Sammetunterlage.

Fig. 2. Der ganze Anzug, Rock, Hüps und Schoosstaille ist von rothfarbenerm Alpaca. Der Hüps ist am unteren Rande mit breitem Guipüre-entre-deux besetzt, welcher in gewissen Entfernungen von Batten aus Zouard in dunklerer Nuance überdeckt ist. Der geraffte Rock des Kleides ist an der rechten Seite mit ähnlichem entre-deux garnirt. Die hohe Schoosstaille wird vorn herab mit Perlmutterknöpfen und kleinen Zouard-Spangen geschlossen; im Uebrigen harmonirt der Besatz mit dem Arrangement des Hüpses.

Fig. 3. Keilrobe von grauer Mozambique, vorn herab mit Knöpfen aus oxydirtem Metall geschlossen. Schrägstreifen von pensée Taffet, mit schmaler Valenciennespitze eingerandet, mittiren auf der Robe eine lange Galaque.

Rebus.



Anlösung der Räthselfragen Seite 168.
I. „Frühjahr“. II. „Austern“. III. „Buttermilch“.

Anlösung des Rebus Seite 168.
„Zum reinen seligen Genusse
Kann Einfachheit nur die Herzen weis'n,
Sie fängt mit uns um schlichte Hüden,
Lebt sungen unter schweren Bürden.“

Biersilbige Charade.

Zwei Paare sieh' und merk':
Das erst' ist Jedem wichtig;
Sogar das zweite wird
Oft zum Tribut ihm pflichtig!
Im andern Sinne loht
Es dich zu jenen Hallen,
Wo du dem ersten gibst,
Dem zweiten zu Gefallen.

Begeistert sucht die Kunst
Das Zweite zu gestalten;
Doch weil sie geht nach Brot,
Mus auch das Erste walten.
Das Ganze, o der Schmach,
Kann nicht des Geistes Flügel;
Im Reich der Küche dient's
Vereint mit Topf und Tiegel. [1550]

Correspondenz.

Hrn. Th. L. Für Ihr Compliment unseren Dank, doch ist es Zufall, nicht unser Verdienst, das wir in der That „auch darüber“ Auskunft geben können: Das Gericht, das Ihnen so herrlich mundete, aus dessen Bereitung aber Ihr Freund ein Geheimniß machte, ist Ihrer Beschreibung nach ohne Zweifel der ostindische Jatalomboo. Bereiten Sie 1/2 guten Chesterkäse mit 1/2 guter Butter zu einer Art dichten Breies und fügen Sie demselben nach einander India-Sohn, Anchovis-Sauce, englischen Senf und eine Idee Cayennepfeffer zu. In einer Weidens wohnhaft, erhalten Sie diese Ingredienzien in jeder Delicatessenhandlung. Die rechte Mischung, so daß jeder Theil zu seinem Rechte kommt, d. h. sich herauschmecken läßt ohne vorzuschmecken, lehrt natürlich nicht allein die kostbare Zunge, sondern auch die Uebung. Gelingt sie aber, so haben Sie allerdings eine köstliche Schüssel.

Hrn. M. in S. Papiniansche Dampfkochtdöpfe erhalten Sie in allen größeren Magazinen hauswirthschaftlicher Geräthe in Berlin, z. B. bei Havens, (Sohn (Hausvogelplatz 12) u. Eine Fabrik solcher zum Kochen und Braten eingerichteter Töpfe ist die Marienmühle zu Kogonau (Zirma: Schlütgen und Haase). [1559]

Eine langjährige Abonnentin in W. bei N. Um die Hände weiß und weich zu erhalten, waschen Sie dieselben Morgens mit einer milden Seife, Abends mit Weizenkleie und verdünntem Glycerin. Wenn die Haut Anlage zum Sprödewerden zeigt, so tragen Sie Sorge, daß die Hände niemals längere Zeit feucht der Luft ausgesetzt bleiben, bedienen Sie sich auch für diesen Fall öfters einer Einreibung der Hände mit Cold-cream. [1559]

Eine langjährige Abonnentin des Bazar. Ein gutes unschädliches Mittel zum Ausrotten der Haare ist in der Correspondenz des Bazar 1866 auf Seite 100 angegeben worden.

Hrn. Eva Pr. in Laibach. Wollten wir Ihnen eine Beschreibung der Gewinnung des Rosenöls geben, so könnte sie nur dazu dienen, Sie von der Verarbeitung Ihres Rosenflores zu Rosenöl zurückzuführen, denn eine solche verlangt hunderttausende von Rosen. Sie sollen aber doch nicht um Ihr Lieblingsparfüm kommen. Wir raten Ihnen, die Rosenblätter einzulagern, d. h. in Kästern schichtweise mit Kochsalz zu bestreuen und sie dann — in der nächsten Apotheke gegen Rosenöl einzutauschen. Der Apotheker bestillt aus eingelagerten Rosen das bekannte Rosenwasser. — Ingetrockneten zu reinigen, wäscht man dieselben dreimal wie gewöhnliche Wäsche, bringt dann durch drei- bis viermal wiederholtes Spülen mit weichem Wasser alle Seife heraus und setzt dem letzten Spülwasser ein wenig Waischblau hinzu. Dann werden die Franzosen aufgeschüttelt, über reine Lächer in nicht zu großer Nähe eines geheizten Ofens zum Trocknen ausgebreitet und noch feucht mit einem neuen Kamme mit nicht zu engen Zähnen ausgekämmt. [1559]

Hrn. M. Man kann ebensowenig zum „Fettwerden“ als zum „Lernen“ einnehmen, wie Wissen durch Arbeit und Eifer, kann Embonpoint, wo keine natürliche Anlage vorhanden, nur durch Mühe und einschlägige — dem Vanting-System direct entgegenlaufende — Diät erlangt werden. Eine solche Diät bestände in dem überwiegenen Genuss sogenannter Fettbildner, als Zucker, Kartoffeln, Grüse- und Wehlspeisen aller Art, sehr fetten Speisen zc. und Einschränkung im Genuss reiner Fleischspeisen. Das „Sejam“ ein türkisches Mittel zum Beleibtwerden sei, ist wol nur eine Reminiscenz aus „Tausend und eine Nacht“; das Del des Samens der Sesampflanze wird freich wol auch als Speisefett benutzt, kann aber keine Sonderwirkung, anderen fetten Oelen gegenüber, äußern. [1559]

Hrn. D. B. finden das Wort, welches Sie suchen, in Sanden's „Wörterbuch der Deutschen Sprache“ (Leipzig, D. B. Art. 1. 1865) nicht gering anzahlreiche Vorkommen. Die letzten ähnlichen Vorkommen sind das vorzuziehende bei seinen Belegstellen die neueren neuere Schriftsteller, bis auf die Gegenwart herab, berücksichtigt, so daß in der That ein schätzbares Repetitorium der modernen Schrift- und Umgangssprache bildet. Für den Hand- und Hausgebrauch, abgesehen von specifisch lehrten Zwecken, gibt es kaum ein umfassenderes und zuverlässigeres als Sanders' Wörterbuch.

Hrn. G. v. St. N. in W. Bezüglich der für die reizende Mittheilung, von der wir in einer der nächsten Nummern Gebrauch machen werden. — Hr. Dr. Fr. in N. läßt uns folgende theilweise Berichtigung unseres Aufsatzes über die Gräfin Habn-Habn zugehen: „Gottlieb Antonie Wilhelmine Sophie Habn, einziger Sproßling aus der Ehe der Gräfin Ida mit dem Grafen Habn-Baschow, ward als jähriges Kind nach 18jährigem Aufenthalt in derselben, in fortwährend liebevollstem Verkehr mit allen Mitgliedern der gräflichen Familie lebend, am 16. Februar 1866 in London und pflegt nur während des Sommers den Continent zu besuchen. Ihre irdische Ruhestätte befindet sich auf dem Sophientischhofe zu Berlin.“

Hrn. C. Schl. in St. i. W. Frau Jenny Lind-Goldschmidt lebt regelmäßig in London und pflegt nur während des Sommers den Continent zu besuchen. Sie singt nur noch sehr selten und auch dann immer nur in Musikaufführungen religiösen Inhaltes und zu milden Zwecken. — Hr. Ida M. Gedicht enthält einzelne hübsche Züge, würde jedoch zur Umarbeitung, wenn wir uns einer solchen Mühe unterziehen wollten, nicht geeignet sein.

Hrn. C. L. in W. Wir haben Ihren Aufsatz zurückgelegt, um ihn bei snder Gelegenheit einmal zu verwenden. — Theodor Nemo in Wädrö, „Die Geheimnisse des Waldes“, und C. F. in W.: „Die Erschaffung der Idräne“ — wann endlich werden unsere jungen Herren müde werden, Jean Paul nachzuahmen!

